

Aus dem Inhalt:

Die Brücke nach Hause

Wenn Senioren ins Krankenhaus kommen, ist das oft das Ende der Selbstständigkeit. Die Kurzzeitpflege sucht alternative Wege. *Seite 4*

„So normal wie möglich“

Das Betreute Wohnen des Heilpädagogischen Verbunds hilft auf dem Weg in einen selbstbestimmten Alltag. *Seite 6*

Weiter als bei Mutti

Ein Platz in der Außenwohngruppe Duisburg-Huckingen – für viele Jugendliche ist ein Platz hier heiß begehrt. *Seite 8*

Teenagermütter

In einem Buch über Mädchen als Mütter geht es auch um zwei junge Frauen aus der Hildener Mutter-Kind-Gruppe. *Seite 12*

Modell und Praxis

Wie die Graf Recke Wohnen & Pflege das Referenzmodell umsetzt und wie das in der Praxis funktioniert. *Seite 17*

Auf eigenen Füßen

Hildegard Müller möchte nach ihrem Sturz wieder nach Hause. Dominik H. hat jetzt eine eigene Wohnung und inzwischen auch eine Karte für den Geldautomaten. Dennis hat seinen Realschulabschluss in der Tasche, mit der eigenen Wohnung aber noch Zeit. Stefanie versorgt ihre beiden kleinen Kinder inzwischen selbst. Unterstützung bei der Verselbstständigung: Das bedeutet in den unterschiedlichen Angeboten der Graf-Recke-Stiftung selten das Gleiche. Aber das Ziel ist überall ähnlich: Menschen nach ihren Möglichkeiten so zu begleiten, dass sie auf eigenen Füßen stehen.





Pfarrer Ulrich Lilie
Theologischer Vorstand



Petra Skodzig
Finanzvorstand

Liebe Leserinnen und Leser,

erinnern Sie sich noch an die großen Wünsche, Träume und Pläne Ihrer Kindheit? – „Wenn ich einmal groß bin, dann werde ich wie Pippi Langstrumpf, dann werde ich ein Popstar, ein Feuerwehrmann, ein Heiliger oder eine große Schauspielerin!“ – So oder ähnlich träumten einmal viele von uns. Und in allen unseren kindlichen Träumen machte sich ein großer Wunsch bemerkbar, unser Wunsch, eines Tages stark, unabhängig und selbstständig zu leben. Für viele verband sich dieser Traum auch mit dem Wunsch nach Reichtum, mit dem Wunsch nach möglichst ewiger materieller Sicherheit und Unabhängigkeit. Wie im Märchen.

Viele unserer Klienten in der Graf-Recke-Stiftung träumen diesen Traum von der Selbstständigkeit ein Leben lang und bleiben doch, manchmal auch ein Leben lang, auf Begleitung und Unterstützung angewiesen: Eine lebenslange körperliche oder geistige Beeinträchtigung oder ein frühes Trauma rauben ihnen viele Möglichkeiten und haben ihnen manchen Traum ausgetrieben. Altersbedingte geistige und körperliche Abbauprozesse beschweren ihnen das erwachsene und selbstständige Leben plötzlich sehr. Zum ersten Mal mit einem kleinen Reichtum ausgestattet zu sein und mit dem ersten eigenen Taschengeld umzugehen, ist nicht nur Glück, sondern manchmal der Beginn von niederschlagenden Enttäuschungen.

Trotzdem leitet der alte Kindertraum, richtig übersetzt in eine notwendige und ganz erwachsene und fachliche Leitvorstellung, alle unsere Fachbereiche. Altenpflegerinnen, Lehrer, Sozialpädagoginnen, Erzieher oder Therapeutinnen arbeiten jeden Tag engagiert an dem Ziel, dass unsere Klienten so viel wie möglich davon als eine beglückende Wirklichkeit erfahren. Es gibt große Erfolge auf solchen Wegen in die größtmögliche Selbstständigkeit und manchmal kleine Wunder, Gott sei Dank! Es gilt dabei aber auch, Rückschläge und manche Durststrecke auszuhalten, für alle Beteiligten.

Von allen diesen Erfahrungen, von den kleinen Wundern und von den Wegen durch die Wüste berichtet diese recke:in. Und davon, dass Erfolge und Wegbegleitung mit langem Atem keine Zufälle sind, sondern meistens das Ergebnis von durchdachten Konzepten, engagierter und gut reflektierter Arbeit – und öfter als wir glauben ein Geschenk des Himmels.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre, gute Verbündete und Gottes Geleit bei Ihren Wegen im Advent. Bleiben Sie Ihren Träumen treu!

Herzliche Grüße aus der Graf-Recke-Stiftung

Petra Skodzig

Ulrich Lilie

Wer wir sind und was wir tun

Die Graf-Recke-Stiftung ist eine der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands. 1822 gründete Graf von der Recke-Volmerstein ein „Rettungshaus“ für Straßenkinder in Düsseldorf. Zur Kinder- und Jugendhilfe kamen die Behindertenhilfe (1986) und die Altenhilfe (1995) hinzu. Heute besteht die Stiftung aus den Geschäftsbereichen **Graf Recke Erziehung & Bildung**, **Graf Recke Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik** und **Graf Recke Wohnen & Pflege** samt Dorotheenpark gGmbH Seniorenzentrum in Hilden. Ebenfalls zur Stiftung gehören das Seniorenheim Haus Berlin gGmbH in Neumünster und die Dienstleistungsgesellschaft DiFS GmbH sowie die Ev. Kirchengemeinde bei der Graf-Recke-Stiftung in Wittlaer-Einbrungen.

Alle Informationen und aktuelle News aus der Graf-Recke-Stiftung finden Sie auf unserer Homepage:

www.graf-recke-stiftung.de

Besuch in einer anderen Welt

Gehörlose im Hauptbahnhof zeigten dem **Lions Club Düsseldorf-Hösel** ihren Treff. Anlass war eine Spendenübergabe.



Lions-Präsident Arnold, Pfarrer Lilie, Treffbesucher Markus und Klaus Gehrmann vom Lions Club im Gehörlosentreff.

Foto: Künstele

Düsseldorf Im Sommer veranstaltete der Lions Club Düsseldorf-Hösel in Krefeld ein Golfturnier. Am Samstag besuchte der Club den Offenen Treff für gehörlose oder schwerhörige junge Menschen im Düsseldorfer Hauptbahnhof. Der Zusammenhang zwischen diesen beiden Terminen: Den Überschuss des sommerlichen Golfturniers spendete der Lions Club Düsseldorf-Hösel dem Offenen Treff.

7.600 Euro sind für das ausschließlich aus Spenden finanzierte Projekt zusammengekommen. Diese frohe Kunde verbanden die Lions-Freunde mit einem Besuch im Offenen Treff im Hbf Düsseldorf. Die Mitarbeitenden des Treffs und dessen Nutzer stellen Lions-Präsident Dirk Arnold und Klaus Gehrmann ihren Gehörlosentreff vor und berichteten vom steinigen Weg bis zu dessen Realisierung. Denn bis 2006 haben sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf ihren Wegen von und zu ihren Förderschulen am Hauptbahnhof getroffen; sie gerieten jedoch bald mit eiligen Reisenden und der hektischen Betriebsamkeit in Konflikt.

Seit fünf Jahren haben gehörlose oder schwerhörige junge Menschen nun die Möglichkeit, in einem geschützten Raum mitten im Bahnhofsbetrieb ihrem Bedürfnis nach Kommunikation nachzukommen. Sie werden von Pädagogen unterstützt, die selbst gehörlos bzw. schwerhörig sind. Ziel der Arbeit im Offenen Treff ist es, den Besu-

chern Möglichkeiten aufzuzeigen, wo und wie sie ihre Persönlichkeit gemeinsam mit anderen weiter entwickeln und ihre Identität als gehörloser oder schwerhöriger Mensch finden können. Das Bahnhofsmangement räumt dem Projekt eine mietfreie Nutzung des Raumes ein. Die gesamte sonstige Finanzierung ist auf Spendenmittel angewiesen.

Die Gäste zeigten sich beeindruckt von ihrer Begegnung mit der Welt der Schwerhörigen und Gehörlosen. Sie erfuhren von den verschiedenen Dialekten, die es in der Gebärdensprache gibt, von der Gebärdenzweisprachigkeit eines ehrenamtlichen Mitarbeiters und gebürtigen Engländers, dass Gehörlosensprache nicht einfach eine Übersetzung ist, sondern eine ganz eigene Sprache entwickelt hat, wie wichtig deshalb die Kommunikation der Gehörlosen und dadurch der Treff im Bahnhof ist, und dass Gehörlose bundesweit gratis Bahn fahren dürfen und sie sich auf diesem Wege gern gegenseitig im ganzen Bundesgebiet besuchen. Der Treff ist auch deshalb Sammelpunkt, um gemeinsam auf Reisen zu gehen.

Am Rande des Lions Club-Besuches hörte man immer wieder die Frage, ob es denn auch in Zukunft einen Gehörlosentreff im Hauptbahnhof geben werde. Die Antwort, dass fürs kommende Jahr der Fortbestand gesichert sei, zauberte bei den Fragestellern ein glückliches Lächeln aufs Gesicht.

Jahresbericht 2010: Arbeiten in der Graf-Recke-Stiftung

Der Jahresbericht der Graf-Recke-Stiftung erscheint in seiner modernen Form das zweite Mal nach 2009, steht aber in einer Jahrhunderte alten Tradition: Bereits mit Beginn seines Wirkens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat Stiftungsgründer Graf von der Recke-Volmerstein regelmäßige Jahresberichte herausgegeben. Schwerpunkt der diesjährigen Ausgabe ist das Thema „Arbeiten in der Graf-Recke-Stiftung“. Der Jahresbericht setzt sich auf 56 Seiten mit den vielfältigen Arbeits- und Tätigkeitsfeldern der Graf-Recke-Stiftung auseinander. Im Vorwort des Berichtes schreibt der Präses des Kuratoriums Dr. Reinhard v. Dalwigk:



JAHRESBERICHT
DER GRAF-RECKE-STIFTUNG 2010

„Die Qualität der Arbeit unserer Stiftung beruht vor allem auf den Leistungen unserer haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die vor Ort persönlich täglich ihre Betreuungsarbeit und ihre Pflegeleistung erbringen. Unsere Mitarbeitenden nehmen sich Menschen an, die mit der heutigen Gesellschaft ebenso wenig zurecht kommen wie die Gesellschaft mit ihnen. Sie pflegen Menschen, die sich nicht selbst helfen und oft nicht einmal mehr selbst artikulieren können. Diese Arbeit bedarf höchster Fachlichkeit, sie erfordert Einfühlungsvermögen und Engagement. Dies leisten unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor dem Hintergrund knapper finanzieller Ressourcen und personeller Engpässe.“

Erhältlich ist der Jahresbericht über die Unternehmenskommunikation. Interessenten schicken einfach eine Mail mit der Adresse, an die der Bericht kostenlos gesendet werden soll, an

info@graf-recke-stiftung.de

Die Brücke nach Hause

Wenn ein hochbetagter Mensch ins **Krankenhaus** muss, folgt im Anschluss nicht selten die stationäre Pflege. Die **Kurzzeitpflege** im Haus Berlin in Neumünster hat den Anspruch, auch ältere Menschen wieder auf die eigenen Beine zu bringen. Dabei hilft ein breit gespanntes **Netzwerk**.



Eine Blume aus dem eigenen Garten als Motivation: Hildegard Müller möchte gern wieder nach Hause.

Foto: Bleeker-Dohmen

Von Roelf Bleeker-Dohmen

Neumünster Vor einigen Wochen ist Hildegard Müller gestürzt. „Ich wollte auf der Terrasse Blumen gießen und bin an der Türschwelle ausgerutscht“, erinnert sie sich. „Ich kam dann noch mal auf die Beine und konnte meinen Sohn anrufen.“ Jetzt sitzt Hildegard Müller in ihrem Zimmer im ersten Stock im Seniorenzentrum Haus Berlin und schaut aus dem Fenster auf den Neumünsteraner Stadtteil Brachenfeld. Es geht ihr gut im Haus Berlin, sagt sie, aber bleiben möchte sie nicht. Denn die 90-Jährige ist in der Kurzzeitpflege des Hauses, und Kurzzeitpflege im Haus Berlin bedeutet: Die Bewohner sollen hier befähigt werden, auch wieder auszuziehen.

Hildegard Müller lebte bisher in einem Reihenhäuser in Neumünster. Ihre Kinder schauten jeden Abend nach ihr, aber vieles schaffte sie noch ganz alleine. Nach ihrem Unfall wurde sie ins Friedrich-Ebert-Krankenhaus eingeliefert. Diagnose: Beckenringfraktur. Davon erholt man sich, gerade als älterer Mensch, nicht in zwei Wochen. Doch die Verweildauer in einem Kranken-

haus hat ihre zeitlichen Grenzen: Nach ihrem Aufenthalt in der Unfallchirurgie kam Frau Müller zur weiteren Rehabilitation in die geriatrische Abteilung des Friedrich-Ebert-Kranken-Hauses erklärt die Pflegeleitung dieser Abteilung und Schnittstellenbeauftragte zum Haus Berlin, Jana Lahann. Denn wenn nach maximal drei Wochen die Versorgung in der Geriatrie beendet ist, benötigen die älteren Patienten meist eine Anschlussversorgung. Und so kam Hildegard Müller ins Haus Berlin in die Kurzzeitpflege, „die Brücke in die häusliche Versorgung“, wie Jana Lahann diese nennt.

Hier wird fortgesetzt, was im Friedrich-Ebert-Krankenhaus schon begonnen wurde: Mit ihren 90 Jahren lernt Hildegard Müller, wieder mobil zu werden. „Im Rollstuhl fahre ich schon ganz gut durchs Zimmer“, erklärt sie. Mithilfe von Physiotherapie, Sitzgymnastik und ergotherapeutischen Behandlungseinheiten in den hauseigenen Praxen im Haus Berlin soll sie aber möglichst wieder selbstständig Laufen lernen. Wie gut das gelingt und ob es dann wieder nach Hause geht, wird sich zeigen müssen. Später wird noch mal im Krankenhaus

geröntgt und entschieden, wie es weitergehen kann. „Man muss Geduld haben“, sagt Hildegard Müller. „Ich bin alt, dann heilt sowas nicht so leicht. Meine Kinder sagen auch immer, sei schön langsam!“

Das Haus Berlin unterstützt sie mit allen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten. Die Arbeit an der Verselbstständigung beginnt schon im Krankenhaus; dort beginnen die Rehabilitation und die Maßnahmen, um den Patienten entsprechend zu aktivieren. Caremanager definieren die Ziele mit den Patienten, sie definieren und organisieren, was zu tun ist. Die Angehörigen werden einbezogen, Pflegestufenanträge gestellt, Wohn- und Anschlussversorgungen geklärt und organisiert. Wenn deutlich wird, dass auch danach noch Hilfebedarf besteht, greift schon die enge Kooperation des Friedrich-Ebert-Krankenhauses mit dem Seniorenzentrum Haus Berlin, um einen möglichst reibungslosen Übergang in eine erforderliche Kurzzeitpflege zu gewährleisten.

Zwölf der 14 Kurzzeitpflegeplätze im Haus Berlin stehen der Kooperation mit dem Friedrich-Ebert-Krankenhaus zur Verfügung. „Auf Grund dieser Vereinbarung haben wir eine gute Auslastung“, erklärt Geschäftsführer Jürgen Büstrin. Viel wichtiger aber ist ihm eine andere Zahl: „Schätzungsweise mehr als zwei Drittel aller Menschen, die in unsere Kurzzeitpflege kamen, konnten wieder nach Hause entlassen werden.“ Ein weiterer Bestandteil der Kooperation ist, dass Mitarbeitende des Haus Berlin und des Friedrich-Ebert-Krankenhauses gegenseitig hospitieren. Für den weiteren Austausch gibt es regelmäßige Treffen mit Pflegedienstleitung, Heimleitung, Qualitätsbeauftragtem und Schnittstellenbeauftragten.

Im Haus Berlin liegt nicht nur alles in einer Hand, sondern auch alles an einem Ort. So auch die hauseigenen Praxen für Logo-, Ergo- und Physiotherapie. Christin Maurus leitet die Physiotherapie im Haus Berlin. Die engmaschige Zusammenarbeit innerhalb des Hauses ermöglicht es, gleich bei der Aufnahme den Ist-Zustand eines Neuankommings therapeutisch zu begutachten,

erklärt Maurus: „Welche Besonderheiten bringt er mit? Was soll er nach dem Aufenthalt wieder können?“ Regelmäßig trifft sich Christin Maurus dazu mit der Stationsleitung Marion Bredfeldt-Schröder. „Dann wird die Entwicklung des Bewohners besprochen und der Bedarf an weiteren Maßnahmen mit dem Pflege team abgestimmt.“

„Das Zusammenspiel mit den Praxen, dass es bei uns keine organisatorischen Defizite gibt, die direkte Abstimmung im Haus, das ist unsere Stärke“, sagt Geschäftsführer Jürgen Büstrin. „Bei der Kurzzeitpflege zählt jeder Tag, da können wir uns Reibungsverluste gar nicht leisten.“ Die individuellen Pläne, die gemeinsam mit den Praxen erarbeitet werden, finden sich auf der „Fit-Mach-Karte“ wieder, die bei Aufnahme ins Haus Berlin ausgefüllt wird. Da steht drin, was für den Patienten möglich und notwendig ist. Natürlich wird niemand gezwungen. „Die Autonomie des Pflegegastes steht immer im Vordergrund“, betont Büstrin, ebenso wie der Wohlfühlfaktor: So gibt es für jeden Kurzzeitpflegebewohner eine wöchentliche Wellnessmassage. „Viele sind im wahrsten Sinne müde des Lebens“ berichtet Jürgen Büstrin. „Wir möchten ihnen zeigen, dass ihr Aufenthalt bei uns nicht nur mit Mühen verbunden ist!“

Hildegard Müller weiß, dass sie einen Weg vor sich hat, wenn sie ihr Ziel erreichen will: „Ich muss ja wieder auftreten können.“ An Bereitschaft, das ihre dazu zu tun, fehlt es ihr nicht. „Ich bin ja immer viel beschäftigt gewesen“, sagt sie und erzählt aus ihrem langen Leben, von ihrer Flucht im Krieg, wie sie mit ihrem Mann in Niedersachsen unterkam und wie sie danach in Neumünster das Reihenhäuschen für ihre Familie bauten, wie sie später ihren pflegebedürftigen Mann versorgte, bis er starb. Deshalb kennt sie sich aus mit den Umständen, die eine Pflegebedürftigkeit mit sich bringt und macht schon Pläne für den entsprechenden Umbau bei sich zu Hause. Solche Pläne helfen ihr, an der Wiedererlangung ihrer Fähigkeiten zu arbeiten. „Man soll sich nicht hinsetzen und einfach warten“, findet sie. Und sie sieht die Fortschritte: „Anfangs hatte ich so große Schmerzen und konnte kaum schlafen. Jetzt ist es viel besser geworden.“

Vor ihr stehen Blumen in einer Vase. „Die hat mir meine Tochter mitgebracht“, erzählt

Hildegard Müller. Ihre Tochter, die nur zwei Häuser von dem ihrer Mutter entfernt lebt und vielleicht in Zukunft etwas häufiger nach ihr schaut, wenn es denn wieder nach Hause geht. Wenn nicht, wird es andere passgenaue Angebote geben. Selbstverständlich führt die Brücke Kurzzeitpflege oft nicht nach Hause. Aber: „Die Kurzzeitpflege ist kein Belegungskonzept für unsere stationäre Pflege“, sagt Büstrin. Sichtbares Zeichen dafür ist, dass der Kurzzeitpflegebereich separat liegt.

Dass eine gute Kurzzeitpflege aber auch nachhaltige Werbung für die stationäre Langzeitpflege ist, liegt auf der Hand. Büstrin erzählt von einer Dame, die nach ihrer Entlassung aus der Kurzzeitpflege im Haus Berlin bei einer späteren stationären Aufnahme in einem anderen Haus feststellte, dass es ihr im Haus Berlin doch besser gefallen habe und sie sagte: „Da will ich hin.“ „Und ihren Mann brachte sie gleich mit!“

„Man soll sich nicht hinsetzen und einfach warten.“



Christin Maurus (li.) und Marion Bredfeldt-Schröder

Foto: Bleeker-Dohmen

INFO

Die Kooperationspartner im hohen Norden

Das Angebot in der **Haus Berlin Senioren- und Pflegeheim gGmbH** umfasst 175 Plätze mit den Fachdisziplinen Kurzzeitpflege, neurologische Langzeitpflege, Pflege von demenziell Erkrankten in entsprechend geschützten Wohnbereichen sowie Seniorenpflege. Das Haus Berlin wurde **1973** als Einrichtung für „gehobenes Seniorenwohnen“ im schleswig-holsteinischen Neumünster gebaut. Nachdem die Betreiber Insolvenz anmelden mussten, übernahmen zwei Investoren aus Berlin das Haus und gaben ihm seinen heutigen Namen. **2001** verkauften sie aus Altersgründen an den Dorotheenheim e. V. in Hilden. Im Zuge der Übernahme des damals insolventen Dorotheenheims durch die Graf-Recke-Stiftung wurde diese **2004** Gesellschafter der Haus Berlin gGmbH. Aufgrund erheblichen Sanierungs- und Modernisierungsbedarfs wurde das Haus bis **2009** aufwändig umgebaut. Inzwischen sind alle 161 Vollzeit- und 14 Kurzzeitpflegeplätze belegt.

Die **Friedrich-Ebert-Krankenhaus Neumünster GmbH (FEK)** ist ein Akutkrankenhaus mit dem Auftrag der Schwerpunktversorgung. Das Einzugsgebiet erstreckt sich auf die kreisfreie Stadt Neumünster und weite Teile der angrenzenden Kreise. Laut Krankenhausplan verfügt das Haus über 620 Betten. Das FEK ist Akademisches Lehrkrankenhaus für die medizinischen Fakultäten der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und der Universität Hamburg. Es bietet seinen Patienten eine umfassende medizinische und pflegerische Versorgung, die durch belegärztliche Leistungsangebote und medizinische Kooperationsverträge ergänzt und abgerundet wird. Im FEK werden jährlich etwa 25.000 Patienten voll- und teilstationär behandelt. Hinzu kommen mehr als 20.000 Patienten, die ambulant versorgt werden. Eröffnet wurde das Krankenhaus 1889 als städtisches Krankenhaus Neumünster mit 40 Betten.

Die **Pflege Diakonie** ist ein Anbieter ambulanter pflegerischer Dienste in der Region Mittelholstein mit Stationen zwischen Kaltenkirchen und Kiel. Das Diakonische Werk ist ein selbstständiges Werk des Kirchenkreises Altholstein, der von Henstedt-Rhen im Hamburger Umland im Süden bis hin nach Kiel reicht.

www.haus-berlin.com

<http://www.friedrich-ebert-krankenhaus.de>

www.diakonie-altholstein.de

„So normal wie möglich leben“

Das **Betreute Wohnen** im Heilpädagogischen Verbund eröffnet für viele Klienten neue Möglichkeiten. Hier lernen sie im geschützten Rahmen, ihren Alltag selbst zu organisieren. Dabei kommt es auch mal zu Konflikten, doch bei **sorgfältiger Vorbereitung** klappt es fast immer.

Von Petra Welzel

Düsseldorf Dominik H. ist in den letzten zwei Jahren zweimal umgezogen. Für ihn war es jedoch nicht nur der Wechsel in eine neue Wohnung, sondern in eine ganz andere Lebensform. „Ich will so normal wie möglich leben“, erklärt er. Als Jugendlicher lebte er in einer Wohngruppe der Graf Recke Erziehung & Bildung. Für ihn stand fest, dass er den Heimbereich hinter sich lassen wollte. „Da kann ich nicht genug selbst bestimmen, sondern muss mich nach vielen anderen Menschen richten“, fasst er selbst es in Worte.

„So empfinden es viele unserer selbstständigeren Klienten“, bestätigt Annette Wesoly, Mitarbeiterin im Betreuten Wohnen auf der Gießstraße in Ratingen. „Während viele Klienten im Heilpädagogischen Bereich den Schutz und die engmaschige Betreuung eines Wohnhauses mit festen Strukturen und Angeboten brauchen, erleben manche das eben nicht als Hilfe, sondern als Einschränkung.“

Dominik H. war jedenfalls glücklich, in die Wohngemeinschaft mit zwei anderen Männern einzuziehen zu können. Doch im Laufe der Zeit kam es mit einem der Bewohner, der ganz andere Vorstellungen vom Zusammenwohnen hatte, zu Konflikten. In der neuen Wohnsituation war es Dominik H. selbst mit Unterstützung der Mitarbeiter

nicht möglich, mit dem Mitbewohner einen Kompromiss zu finden. „Gut ging es immer nur solange, wie einer von uns da war, um zu vermitteln“, erläutert Nadine Perpeet, ebenfalls Mitarbeiterin im Betreuten Wohnen. Die Situation eskalierte so sehr, dass Dominik H. sich auch an seinem Arbeitsplatz in der Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) nicht mehr konzentrieren konnte. Er befürchtete, in den Heimbereich zurück zu müssen, wenn es in der Wohngemeinschaft nicht funktionierte.

Doch das Team des Betreuten Wohnens fand eine andere Lösung. „Dominik konnte vor ungefähr einem halben Jahr in eine Einzelwohnung umziehen“, berichtet Mitarbeiterin Katja Ruhmann. Und seitdem fühlt er sich sehr wohl, auch wenn vieles noch neu und ungewohnt ist.

Im Wohnhaus werden die Klienten, die den Wunsch haben, in eine eigene Wohnung zu ziehen, in einer Verselbstständigungsgruppe darauf vorbereitet. Oft über einen langen Zeitraum kann der Bewohner das trainieren und verfestigen, was ihm an Eigenständigkeit noch fehlt. Diese Vorbereitung zahlt sich aus, da nur selten jemand aus der eigenen Wohnung ausziehen muss.

Dominik H. ruft von sich aus seine Betreuerinnen jeden Tag an, zusätzlich zu den festen Betreuungsterminen, um Dinge abzusprechen. Positiv wirkt sich aus, dass er durch sein Hobby Fußball – er ist ein leidenschaftlicher Torwart – keine Probleme mit der Freizeitgestaltung hat. Klienten, die nicht schon von sich aus so aktiv sind, versucht das Team untereinander zu vernetzen, was auch gut angenommen wird, genauso, wie die Klienten des Betreuten Wohnens oft noch ihre Kontakte zu den alten Mitbewohnern im Wohnhaus pflegen.

Bei der Wohnungssuche müssen die Mitarbeiter anfangs oft Vorurteile gegen die neuen Mieter ausräumen. Hilfreich ist es, wenn sie dann auf die vielen Beispiele verweisen können, bei denen es keine Probleme mit der Hausgemeinschaft gibt, sondern sogar sehr positive Erfahrungen. Das Betreute



Dominik H. ist ein leidenschaftlicher Torwart.

Foto: Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik

Wohnen ist so auch ein Schritt auf dem Weg zur Inklusion, dem anspruchsvollen Ziel in der Behindertenhilfe, das eine individuelle Sichtweise eines jeden Menschen mit seinen Stärken und Schwächen einfordert, anstatt in Behinderte und Nicht-Behinderte zu unterscheiden.

Dominik H. lernt immer besser, mit seinem Geld auszukommen und hat seit kurzem eine Karte für den Geldautomaten. Und es gibt noch vieles, was er lernen und ausprobieren möchte, denn sein Wunsch ist es, irgendwann ganz ohne Betreuung zu leben. Was er auf jeden Fall schon erreicht hat, ist ein Leben „bei dem ich vieles selbst bestimmen kann“.

INFO

Der Heilpädagogische Verbund

Die Wohnhäuser und -gruppen des Heilpädagogischen Verbunds der Graf-Recke-Stiftung sind **Lebensorte für Menschen mit geistigen und komplexen Mehrfachbehinderungen**. Die Angebote umfassen Betreuung, Förderung und Versorgung mit rehabilitativer Zielsetzung. Zielgerichtetes **Selbstständigkeitstraining**, die Förderung von Fähigkeiten und Verminderung von Defiziten sollen es den Bewohnern ermöglichen, ein weitgehend selbstständiges Leben zu führen.

Freiheit mit Realitätssinn

In der Starthilfe legen die Bewohner manche „**Bauchlandung**“ hin, zum Beispiel die schmerzhafte **Erfahrung**, dass am Ende des Geldes noch ganz viel Monat übrig ist. Wichtig ist, daraus zu lernen und das Ziel im Blick zu behalten: den eigenen Platz im Leben verantwortlich auszufüllen.

Von *Beate Simon*

Ratingen „Selbstständig werden – das war einfach dran bei mir“, meint Ehmads, 19 Jahre und seit 13 Jahren in der Graf-Recke-Stiftung. Er spricht von seiner Übersiedlung aus einer Wohngruppe zur Starthilfe in Ratingen. Das war gar nicht so einfach. Was gehört dazu? „Sich daran gewöhnen, dass keiner mehr da ist, um einen zu wecken, oder sagt, mach das jetzt. Das muss man selbst schaffen, pünktlich zur Arbeit im Arbeitspädagogischen Zentrum bei den Malern und Lackierern gehen.“ Ehmads Ziel ist die eigene Wohnung und ein Beruf als Maler und Lackierer.

Wer zur Starthilfe geht, einem Angebot aus dem Bereich der Verselbstständigung, kommt meist mit schwerem Gepäck, und es erfordert einiges, dieses in handliche Bündel zu schnüren. Die Starthilfe begleitet mit fünf erfahrenen Pädagoginnen Jugendliche ab 16 Jahren mit verschiedenen „Verhaltensoriginalitäten“ ein Stück auf ihrer Lebensreise und bietet ein gutes Lernfeld für das Wohnen und Arbeiten oder für die Ausbildung an; gemeinsam entwirft man individuelle Reiserouten, damit sich ein sicheres Fundament bilden kann. Ziel bleibt die eigene Weiterreise, wenn es soweit ist. Schwierig ist die Umstellungsphase beim Start in die Selbstständigkeit. Da ist die Sehnsucht nach Freiheit, alles soll ganz locker sein, erklärt Betreuerin Danuta Mohr: „Ich könnte ja weggehen heute Abend. Dann kommt aber die eigene Realität ins Spiel, zum Beispiel, wenn man früh aufstehen muss, die Eigenverantwortung. Was für andere scheinbar passt, passt nicht für mich. Ziele müssen formuliert werden: Was muss ich tun und vor allem wie bleibe ich dran?“ Grundlage für individuelle Ziele ist die eigene Erfahrung, das Sicherwerden in den eigenen Entscheidungen. Ein häufiges Problem ist es, sich selbst zu überschätzen. „Wenn man gelernt hat, sich in das Regelwerk einer Wohngruppe zu integrieren, heißt das noch lange nicht, dass man alles im Griff hat und allein leben kann. Dafür muss man die eigene Struktur, das eigene Fundament haben und seine persönliche

Realität kennen lernen“, so Betreuerin Kathrin Simon (*Namensgleichheit mit der Autorin ist zufällig*).

Wenn es mal nicht klappt, kann man Hilfe bei den Pädagogen holen, die Bezugsberaterin ist verlässlich ansprechbar, und für Beziehungskontinuität wird gesorgt. Aber auch das will gelernt sein: zu realisieren, wann man Hilfe braucht und diese auch einfordern. Baustellen gibt es genug, vieles muss gelernt werden. Von der Selbstversorgung über den Umgang mit anderen, die Klärung von Nähe und Distanz, Umgang mit Zeit, mit Alkohol, Drogen, mit der Gesundheit und vieles mehr. Beim Umgang mit Geld erzählt Kathrin Simon von „gezielten Bauchlandungen“ die zu bearbeiten sind. „Da will man endlich genug Pizza bestellen können oder nicht mehr zu Aldi gehen oder viele Freunde einladen, die dann unvermutet den gut gefüllten Kühlschrank leer essen. Wenn dann am 9. des Monats das Geld alle ist, müssen die Gründe gefunden werden: Wie kann man es besser machen? Daran wird dann gearbeitet.“

Die Verselbstständigung beim Wohnen vollzieht sich stufenweise von der stationä-

ren Unterbringung über das Betreute Wohnen in Wohngemeinschaften und Trainingsapartments in die eigene Wohnung. Rene, 27, ist mit Unterbrechungen seit zehn Jahren in der Einrichtung, seit fünf Jahren bei der Starthilfe mit dem Ziel der Selbstständigkeit. Rene hat einen Realschulabschluss, danach abgebrochene Ausbildungen. „Alle Bauchlandungen, alles, was schief laufen kann, habe ich durch“, sagt er. „Aber du hast immer neu angefangen“, entgegnet ihm seine Bezugsbetreuerin Kathrin Simon. Rene nickt und zählt auf: „Ich lerne, Prioritäten zu setzen: der Job, Verpflegung und Gewicht, der Tagesrhythmus und ich habe gelernt, über Themen zu sprechen, mich nicht mehr so zurückzuziehen.“ Rene, sehr interessiert an Informatik, macht ein internes Arbeitstraining. Er leistet Arbeiten, die für die Gemeinschaft wichtig sind, immer begleitet von gemeinsamen Reflektionen über Fortschritte in Richtung Selbstständigkeit. Danuta Mohr: „Die Jugendlichen sollen hier Erfahrungen selbst machen und nachholen, was durch ihre Lebensumstände verloren ging. Sie sollen soviel innere Stabilität entwickeln, dass sie einen Platz im Leben finden und eigenverantwortlich ausfüllen, das kann dauern, heute oft viele Jahre.“



Fegen, aufräumen, saubermachen – kleine Schritte auf dem Weg zur Eigenverantwortung.

Foto: Künstle

Weiter als bei Mutti

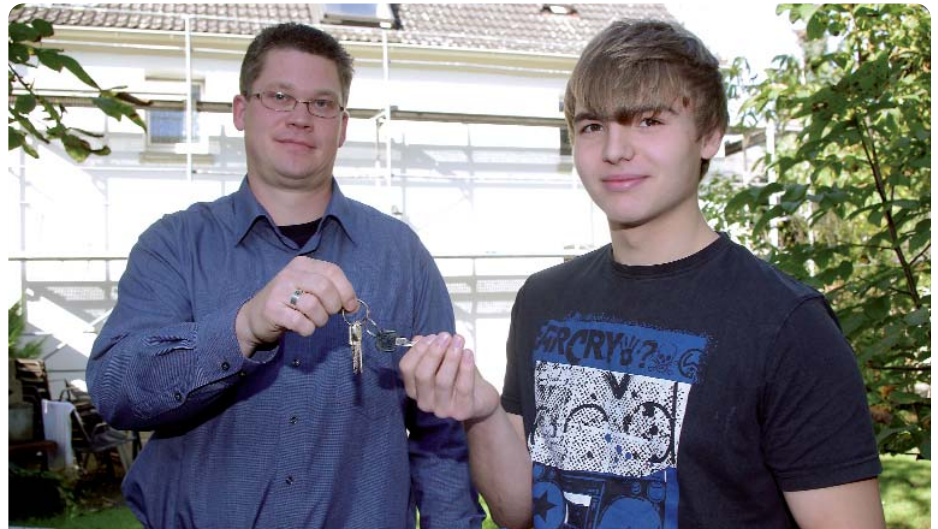
Die **Außenwohngruppe** Duisburg-Huckingen ist für Tobias und Dennis ein Glücksfall. Hier lernen sie für ein künftiges **selbstbestimmtes Leben**. Für die Betreuer bedeutet das: weniger erziehen, mehr coachen – eine besondere Herausforderung für beide Seiten.

Von Roelf Bleeker-Dohmen

Duisburg Für die Außenwohngruppe in Duisburg-Huckingen gibt es eine Eintrittskarte: „Morgens selbst aufstehen können und keine Randalen machen!“ So beschreibt Teamleiter Christian Ueter grob zugespitzt die Voraussetzungen für eine Aufnahme in die Huckinger Wohngemeinschaft. Sie ist für viele junge Menschen ein begehrtetes Ziel. Seltsam, handelt es sich doch um eine Einrichtung der Jugendhilfe. Aber: Die jungen Erwachsenen, die hier leben, sind freiwillig da. Mehr noch: Manche von ihnen haben sich regelrecht darum beworben. Denn wenn sie hierher kommen, haben Sie in der Regel eine Jugendhelferkarriere hinter sich; die Außenwohngruppe in Huckingen ist für sie ein Weg in die Selbstständigkeit.

Die Außenwohngruppe Huckingen feierte gerade ihr 20-jähriges Bestehen. Hier üben die Bewohner zwischen knapp 17 und 19 Alltagsgestaltung. Dazu gehören auch betreuungsfreie Zeiten. „Abends und am Wochenende haben wir in der Regel Rufbereitschaft“, erläutert Teamleiter Ueter. „Dann melden sich die Bewohner nur noch, wenn sie Probleme haben, oder wir machen noch einen kurzen Kontrollanruf.“ Um viertel nach zehn am Abend soll Ruhe herrschen, heißt: Jeder ist auf seinem Zimmer und zumindest so leise, dass die anderen schlafen können, erklärt Heinz-Josef Neunzig, stellvertretender Leiter des zuständigen Bereichs der Graf Recke Erziehung & Bildung: „Das ist ja eigentlich nichts anderes, als wenn die Eltern abends ausgehen und ihre Kinder alleine lassen. Dann lassen die auch ihre Telefonnummer für den Notfall da – nur heißt das dann nicht Rufbereitschaft...“

Eigenverantwortung übernehmen – das sollen die Jungs lernen. Nächstes Ziel ist die Betreuung in einer eigenen Wohnung. SBW, „Sozialpädagogisch Betreutes Wohnen“ heißt das. Tobias ist schon so weit: Der 18-Jährige lebt seit einigen Wochen in einem eigenen Apartment. „Anfangs war’s schwierig“, gibt er freimütig zu. Doch nicht zuletzt dank seiner Freundin gelinge es ihm, den Alltag zu meistern. Und wenn es doch mal



Schlüsselübergabe: Das Team um Christian Ueter (links) hilft Tobias auf dem Weg in die Selbstständigkeit.

Foto: Ralf Hahl

Probleme gibt, könne er sich jederzeit an seine alten Betreuer wenden, weiß Tobias.

Dennis ist noch nicht ganz so weit. Der 17-Jährige lebt in der Gruppe, aber ist auf gutem Wege, bestätigt Erzieherin Doris Hofmann: Er steht morgens (meistens) selbst auf, geht einkaufen, wäscht, putzt und kocht. „Anfangs gab es meistens Tiefkühlpizza“, hat Hofmann beobachtet, „heute stehen aber schon mal drei Töpfe auf dem Herd und die Jungs kochen gemeinsam ein richtiges Menü!“ Mit der eigenen Wohnung hat Dennis es auch gar nicht so eilig: „Erst mal will ich das Berufskolleg absolvieren“, sagt er. Dennis möchte Bürokaufmann werden. Den Realschulabschluss hat er wie sein Freund Tobias, der ebenfalls zum Berufskolleg geht, schon in der Tasche.

Dennis und Tobias kommen beide aus einer anderen Duisburger Gruppe: Vorher waren sie in Bissingheim in einem Angebot für „die Kleineren“, wie sie mit einer gewissen Überlegenheit betonen. „Da ging es strenger zu“, erinnert sich Tobias. Dass der Freiraum in Huckingen nur deshalb möglich ist, weil er und seine ehemaligen Mitbewohner Eigenverantwortung übernehmen, weiß Tobias genauso gut wie seine Betreuer. „Was wir hier machen, ist weniger Erziehung als Coaching“, sagt Teamleiter Ueter. Und Doris Hofmann ergänzt: „Ich habe lange Erfahrung-

gen in der Jugendhilfe, aber das hier ist für mich die hohe Kunst: Begleiten und loslassen, das ist die große Herausforderung!“

Tobias fühlt sich deshalb auch „ernster genommen“ als in seinen bisherigen Gruppen. Das hat er sich verdient, findet Heinz-Josef Neunzig: „Wenn ich sehe, was den Jungs hier abverlangt wird, sind die weiter als so mancher Gleichaltrige, der zu Hause bei Mutti wohnt!“

INFO

Misstrauen besiegt

Dass nebenan eine Wohngruppe der Jugendhilfe einzog, stieß bei den Nachbarn zunächst auf wenig Gegenliebe. Vier Wochen später war die Stimmung nach einem **Nachbarschaftsfest** ins Positive gekippt. Und 20 Jahre später ist die Gruppe bestens integriert an der Düsseldorfer Landstraße. Sie hat ein **Netzwerk** mit Ärzten und Institutionen aufgebaut, in der Nachbarschaft hilft man sich wechselseitig. Jetzt feierte die Gruppe ihren **20. Geburtstag** – natürlich wieder gemeinsam mit Nachbarn, Freunden, Angehörigen, Kollegen und Jugendamtsvertretern. Und der Vermieter sorgte sogar dafür, dass es rechtzeitig zum Zwanzigjährigen einen neuen Fassadenanstrich gab!

Bonuspunkte für Hendrik

Hendrik Jähn wollte hoch hinaus. Deshalb entschied er sich für eine Ausbildung als Gebäudereiniger. Das klappt schon sehr gut. Als nächstes möchte er den Schritt ins **selbstständige Wohnen** wagen. Mit drei Mitbewohnern steht er schon in den Startlöchern.

Von Beate Simon

Düsseldorf-Wittlaer „Hier kommen dann die Sonnensegel dran!“ Hendrik Jähn, 20 Jahre, seit 2009 Bewohner der heilpädagogisch-intensivtherapeutischen Wohngruppe HIT, deutet auf vier massive mannshohe Holzpfiler, die er dort mit Hausgenossen verankert hat. Salbei kann man nun zum Würzen holen, auch Rosen und Hortensien hat er zum Blühen gebracht, dort wo vorher nur Wiese war. Da geht ein heftiger Regenschauer nieder und macht jedem deutlich, dass die Zeit für die selbstgeschaffene Feuerstelle und den Grillplatz vorerst vorbei ist.

Hendrik Jähn ist schon länger auf dem Weg in die Verselbständigung, Arbeit ist dafür ein wichtiger Pfeiler; 2012 hat er den Gesellenbrief als Gebäudereiniger in der Tasche. Das Tätigkeitsspektrum der Dienstleistungsgesellschaft DiFS der Graf-Recke-Stiftung hat er in einem neunmonatigen Praktikum kennengelernt und sich dann für eine Lehrstelle bei der Gebäudereinigung entschieden. „Arbeiten in Höhen, das gefällt mir“, sagt Hendrik, „und dass man immer sagen kann: Wir haben was geschafft!“ Diesen Beruf hält er für zukunftstauglich.

Er erzählt von seiner Arbeit auf dem Gelände der Graf-Recke-Stiftung und deren Außenstellen, wo Fenster geputzt oder Dachrinnen gesäubert werden. Er arbeitet gern mit seinen Kollegen zusammen; die kann er auch immer fragen, wenn es Probleme gibt.

Manche Vorhaben erfordern viel Geduld, so braucht es an den großen Objekten im Königshof, in Hilden oder im Walter-Kobold-Haus einige Vorbereitungen, bis eine Leiter ausgefahren ist und fest auf dem Boden verankert steht oder der Steiger für die Dachrinnensäuberung aufgebaut ist. „Hier lerne ich immer was Neues“, sagt Hendrik, „und vieles kann ich auch schon“. Einmal in der Woche fährt Hendrik Jähn zur Berufsschule nach Oberbilk.

Hendrik Jähn, geboren in Münster, hat schon an einigen Orten gewohnt, in der



Hendrik Jähn kurz nach Beginn seiner Ausbildung.

Foto: Künstle

Gruppe HiT lebt er gern, die Arbeitszeit beginnt um sieben und endet um drei Uhr am Nachmittag. Was macht er in seiner Freizeit? „Ein Fußballer bin ich nicht“, sagt er. Manchmal geht er zum TraB, zum Freizeittreff der Graf Recke Erziehung & Bildung am Hauptbahnhof. Gern ist er einfach nur in seinem Apartment oder leistet seinen Freiwilligendienst für die Gruppe; er geht dann für alle einkaufen bei Kaisers oder Lidl, damit erwirtschaftet Hendrik Jähn sich auch noch Gruppenbonuspunkte.

Und wie geht es weiter für den 20-Jährigen? Hauptthema ist die Selbstständigkeit. Hendrik Jähn hat ganz konkrete Perspektiven: Mit drei anderen Bewohnern aus der Gruppe HiT will er als Wohngruppe in ein kleines Einfamilienhaus auf dem Gelände ziehen, um das sie sicher viele beneiden

werden. Vieles ist dafür schon im Gang, die Teppiche sind gereinigt und erste Renovierungsarbeiten beginnen. „Alle sind schon in den Startlöchern und tun, was sie machen können“, meint Florian Sprott, Bezugserzieher und stellvertretende Teamleitung der Gruppe HiT. Entsprechende Anträge für den Umzug sind längst gestellt und man wartet auf Zusagen. Und viele andere Fragen müssen auch noch geregelt werden. Da muss man lange warten und sich in Geduld üben, das dämpft ein wenig die Vorfreude.

„Das schaffe ich!“

Was ist die größte Herausforderung bei der Selbstständigkeit? „Den alltäglichen Pflichten nachkommen, das Geld selbst verwalten und alle Termine einhalten“, Hendrik Jähn antwortet direkt. Gibt es da auch Ängste? „Das schaffe ich“, meint Hendrik Jähn, „und die andern sind auch noch da. Ich freue mich einfach darauf, es ist eine tolle Sache, ein Fortschritt im Leben!“ Hendrik Jähn ist zuversichtlich.

Neu wird sein, dass es nur noch sporadische Hilfestellung durch die pädagogischen Fachkräfte gibt. Klarkommen muss man weitgehend selbst, und das wird kräftig geübt; ein Netz ohne Boden ist es nicht. Schließlich muss man dann alles allein können, alltägliches Hauswirtschaften – waschen, kochen, reinigen, aber das wird schon längst im alltagspädagogischen Training erlernt. Und vieles weiß man ohnehin erst, wenn man es macht.

INFO

Die DiFS

2003 wurde die DiFS Ratingen GmbH als **Tochtergesellschaft** der Graf-Recke-Stiftung gegründet. Heute umfasst die DiFS Dienstleistung, Fachberatung, Service GmbH die Betriebe Tischlerei, Gartenservice, Malerei, Gebäudereinigung und Hausmeisterservice. **Rund 100 Mitarbeitende** erbringen hier Dienstleistungen in den Einrichtungen der Stiftung und auch für externe Kunden.

Dauernder Alarmzustand

Ein neues **Trainingsprogramm** des Sozialpsychiatrischen Verbunds unterstützt Menschen mit emotionaler Instabilität, insbesondere einer **Borderline-Störung**, beim täglichen **Balanceakt Leben**.

Von Petra Welzel

Düsseldorf „Warum hat die Kassiererin mich so mürrisch angeguckt, als sie mir das Wechselgeld gab?“ Was für viele Menschen nur eine unwichtige Randnotiz ist, wächst sich für emotional instabile Menschen – oft mit der Diagnose Borderline – zu einem großen Problem aus. „Bestimmt habe ich was Falsches gesagt. Nie kann ich was richtig machen. Im Grunde bin ich ein Versager. Kein Wunder, dass niemand mich wirklich mag.“ Kleine Unwägbarkeiten des Alltags lösen eine Spirale aus Selbstzweifeln und -vorwürfen aus, im Inneren herrscht ein dauerhafter Alarmzustand, der nur noch ein Denken in Schwarz-Weiß-Mustern zulässt. Die Mitmenschen werden entweder idealisiert oder verdammt. Es wird alles danach ausgerichtet, der tatsächlichen oder vermuteten Gefahr des Verlassenwerdens zu ent-rinnen. Die daraus resultierende Spannung kann oft nur durch Selbstverletzungen oder anderes selbstschädigendes Verhalten abgebaut werden, was wiederum das Selbstwertgefühl beeinträchtigt.

Um diesem Teufelskreis zu ent-rinnen, wird nun seit kurzem in Deutschland mit einem in den USA entwickelten Trainingsprogramm gearbeitet: STEPPS (Systematic Training for Emotional Predictability & Problem Solving). Übersetzt und für deutsche Ver-hältnisse angepasst und weiter entwickelt wurde das Programm von Ewald Rahn und Ursula Herrmann vom Klinikum Warstein.

Im Sozialpsychiatrischen Verbund der Graf-Recke-Stiftung erkannten die beiden Bereichsleiterinnen Barbara Rubis und Urszula Rubis schnell das darin enthaltene Potenzial und nahmen an der Ausbildung zur STEPPS-Trainerin bei Ewald Rahn und Christiane Tilly teil. Die Bereichsleiterinnen waren auch die ersten der Fortbildungsteilnehmer, die eine STEPPS-Gruppe durchführten, und so stießen ihre Anregungen zur praktischen Umsetzung auf höchstes Interesse.

In einer STEPPS-Gruppe treffen sich bis zu zehn Klienten einmal wöchentlich über



einen Zeitraum von einem halben Jahr, um miteinander zu arbeiten. Im ersten Teil geht es darum, die Krankheit zu erkennen und anzunehmen, zum Beispiel mit Hilfe des Schema-Fragebogens. Als Schemata werden extrem stabile Gedankenmuster bezeichnet, die von der Kindheit an unser Leben durchziehen. Lautet ein Schema „Menschen verlassen mich sowieso früher oder später“, ist das Bewusstmachen ein erster Schritt, sich von solchen eher schädlichen Einstellungen zu distanzieren.

Eine Teilnehmerin, Anja H., fand die Schema-Arbeit hilfreich: „So etwas sollte schon in der Schule unterrichtet werden.“ Ein zweiter Schwerpunkt des STEPPS-Trainings ist der Umgang mit Gefühlen. Oft ist es eine Entdeckung, dass es zwischen Glück und Trauer noch ganz viele Abstufungen und Schattierungen gibt. Der dritte Teil schließlich umfasst ein ganz praktisch orientiertes Verhaltenstraining, zum Beispiel das Beachten von festen Regeln für einen guten Schlaf oder das Erlernen von „guten“ Essgewohnheiten.

Die Gruppenteilnehmer verpflichten sich am Anfang selbst, regelmäßig teilzunehmen und mitzuarbeiten, was auch viele

Hausaufgaben bedeutet. Den beiden Trainerinnen ist es gelungen, trotz des strikten Arbeitsplans eine teilweise sogar gelöste Atmosphäre zu schaffen. „Wir machen alle Übungen mit“, erklärt Barbara Rubis, „und erlauben uns auch, Fehler zu machen oder etwas nicht gleich zu können. Dann lachen wir eben miteinander.“ Das war es auch, was Anja H. schätzte: „Die Übungen haben Spaß gemacht, überhaupt hat es mir gefallen, in der Gruppe nette Leute zu treffen.“

Schwierig war manchmal der Umgang mit dem Helferteam, womit Personen im Umfeld gemeint sind, die dem Gruppenmitglied in Krisen beistehen können, wozu auch sie extra geschult werden. „Trotzdem, wenn es darauf ankommt, machen die Gruppenmitglieder immer noch viel mit sich selbst aus, anstatt sich an ihre Helfer zu wenden“, erläutert Urszula Rubis.

Nach dem Ende der Gruppe ist mit STEPPS noch nicht Schluss. Um zu tiefgreifenden Verhaltensänderungen zu kommen, sollten die Teilnehmer möglichst viel auch weiter im Alltag anwenden. Und auch die Gruppe trifft sich weiterhin, da die intensive Arbeit sie zusammengeschweißt hat. Aber jetzt steht die Freizeit im Vordergrund, zum Beispiel beim gemeinsamen Go-Cart fahren.

Mittlerweile gibt es zwei weitere STEPPS-Gruppen im Fachbereich. „STEPPS ist als Prozess zu verstehen“, betont Barbara Rubis. „Die Erfahrungen, die wir mit unserer ersten Gruppe gemacht haben, fließen in die nächste mit ein. Wir lernen mit und von unseren Teilnehmern.“

Anja H. zum Beispiel empfiehlt die Gruppe vor allem für Menschen, die noch nicht so viel Therapieerfahrung haben. „Dann erfährt man viel Neues.“

So erging es einer anderen Teilnehmerin, Silke M.: „Die praktischen Übungen zur Achtsamkeit waren hilfreich. Die einzelnen Themen waren sehr anstrengend, vor allem mit der eigenen Geschichte fertig zu werden. Doch das Training hat mir viel gebracht, ich komme besser mit meinen Gefühlen klar.“

Pritschenwagen für AQUIN

Sparkasse übergab einen Kleinbus ans Arbeitspädagogische Zentrum der Graf Recke Erziehung & Bildung.



V.l.: T. Gerstmann, D. Pape, B. Felgenhauer, M. Nießen, Jürgen Peters (Graf-Recke-Stiftung) und das AQUIN-Team.

Foto: Künstle

Düsseldorf (sim) Da steht er, ein stattlicher Ford Transit Doppelkabiner – sparkassenrot und farblich abgestimmt auf den Spender, die Sparkasse Düsseldorf. Unter sonnigem Novemberhimmel auf dem Gelände der Firma Ford Gerstmann in Düsseldorf übergaben Bettina Felgenhauer und Martin Nießen von der Sparkasse Düsseldorf den nagelneuen Pritschenwagen. 15.000 Euro spendet die Sparkasse, die Graf-Recke-Stiftung steuert 13.000 bei und Ford Gerstmann, bei der Übergabe vertreten von Geschäftsführer Thomas Gerstmann und Verkaufsberater Dirk Pape, räumt einen

großzügigen Rabatt ein. Der Beitrag der Stadtparkasse kommt aus dem Spendenfonds für Nachhaltigkeitsprojekte, gefüttert von Geldern aus dem PS-Sparen, aus dem sie regelmäßig gemeinnützige Projekte fördert. Mit der Graf-Recke-Stiftung besteht seit Jahren eine Kooperation. Eingesetzt wird der neue Wagen im Projekt Arbeit-Qualifikation-Inklusion (AQUIN) der Graf Recke Erziehung & Bildung. Hier werden Jugendliche unter möglichst realen betrieblichen Bedingungen auf den Arbeitsmarkt vorbereitet. Das Fahrzeug wird vorrangig in der Gärtnerei zum Einsatz kommen.

Jägerin und Sammlerin geht in den Ruhestand



Gabriele Müller vor „ihrer“ Orgel

Foto: Künstle

Düsseldorf-Wittlaer Mit einem Abschiedskonzert wurde Gabriele Müller nach 30 Jahren als Kirchenmusikerin in der Graf-Recke-Stiftung verabschiedet. Pfarrer Dietmar Redeker würdigte Müllers Engagement für ihr Aufgabenfeld und beschrieb die lang-

jährige Kirchenmusikerin als ein „Jägerin und Sammlerin: Was sie für ihre Arbeit benötigte, hat sie gesammelt: ein Klavier, einen Flügel, ein Cembalo und vieles mehr. Und gejagt hat sie Musiker für Konzerte und ihre eigene Vertretung. Jetzt aber jagen wir sie, denn Frau Müller wird unserer Stiftung ihrerseits als Vertretung zur Verfügung stehen und ehrenamtlich im Walter-Kobold-Haus den Seniorensingkreis begleiten!“ Ulrich Lilie, Theologischer Vorstand, gab Gabriele Müller alle guten Wünsche der Stiftung mit auf den Weg und dankte ihr für ihre Betreuung von Generationen von Kindern und Jugendlichen sowie die Begleitung unzähliger Gottesdienste, Taufen, Trauungen, Beerdigungen und Konzerten in den Einrichtungen der Stiftung.

Ein Unterstand als Beispiel für optimale Zusammenarbeit

Es war eine Kettenreaktion der gewollten und gelungenen Art: Dass die Bushaltestelle an der Einbrunger Straße in Wittlaer über einen Fahrgastunterstand verfügt, sei ein Beispiel für optimale Zusammenarbeit, findet Heinz-Werner Meier, Sprecher des Arbeitskreises Sicherheit und Verkehr im Seniorenbeirat. Ausgangspunkt war Ulrike Schneider, Seniorenbeirat für den Düsseldorfer Norden. Sie trug das Anliegen beim Arbeitskreis Sicherheit und Verkehr des Beirates vor. Der wiederum überzeugte



die Rheinbahn und das Amt für Verkehrsmanagement der Stadt Düsseldorf von der Notwendigkeit der Maßnahme. Dort griff man das Thema unverzüglich auf und trieb es erfolgreich voran. „Trotz aller zu lösender Probleme wurde das Wartehäuschen rechtzeitig zum Herbst fertig“, stellt Heinz-Werner Meier nun zufrieden fest. „Das konnte nur aufgrund des guten Verhältnisses zur Rheinbahn funktionieren“, betont Ulrike Schneider. Für die Graf-Recke-Stiftung, Eigentümerin des Grundstücks, auf dem die Haltestelle steht, dankte Finanzvorstand Petra Skodzig allen Beteiligten. Denn auch die Mitarbeiter, Bewohner und Angehörigen des Pflegezentrums Walter-Kobold-Haus profitieren von der überdachten Bushaltestelle.

„Diese Zusammenarbeit zeigt, dass der Seniorenbeirat nicht nur für die Organisation von Kaffeetafeln und Vergnügungsfahrten zuständig ist“, betont Heinz-Werner Meier, „sondern auch Anliegen umsetzt, die für die älteren Mitbürger ein wichtiges Bedürfnis darstellen“.

Wenn Kinder Kinder bekommen

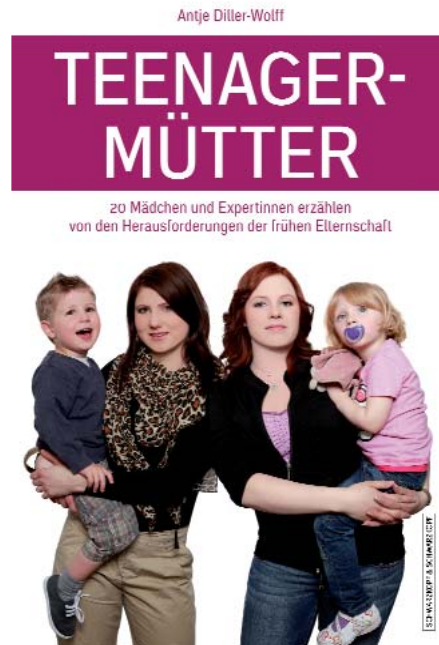
Das Mädchen mit dem dicken **Babybauch** – viele schauen hin und schnell wieder weg. Die Journalistin **Antje Diller-Wolff** hat genau hingesehen und beschreibt in ihrem Buch, wie junge Mädchen und ihre Begleiter die **Herausforderung der jungen Elternschaft** meistern.

Von *Cathrin Mahns*

Ein junges Mädchen, 15 Jahre alt vielleicht, mit einem dicken Babybauch zieht Blicke auf sich. Und ruft vor allem eine Frage hervor: Hat dieses Mädchen noch nie etwas von Verhütung gehört? Damit wenden sich die meisten Menschen auch schon wieder ab.

Teenager-Mütter sind nach wie vor ein Tabu in unserer Gesellschaft, sagt die Journalistin Antje Diller-Wolff. Im Gegensatz zu mancher Behörde wollte sie mehr wissen und hat nachgehakt. Herausgekommen ist das Buch „Teenager-Mütter – 20 Mädchen und Expertinnen erzählen von den Herausforderungen der frühen Elternschaft“. Darin dokumentiert Diller-Wolff eindringlich den gewaltigen Umbruch im Leben eines Kindes, das plötzlich selbst ein Kind bekommt. Sie zeigt den Weg der jungen Frauen vom unbedarften Teenager zur verantwortungsvollen Mutter. Es ist ein Weg voller Stolpersteine, den nicht jede junge Frau zu Ende geht. Und auch das findet Eingang in Diller-Wolffs Buch: das Scheitern an sich selbst und der Situation, der Kampf mit den Ämtern und der zweite Versuch mit dem Kind, die Rückführung. Die Autorin lässt die Teenager-Mütter dabei selbst zu Wort kommen und ihre Biografien erzählen. Dazu hat die Autorin, Journalistin und Moderatorin jahrelang recherchiert, regelmäßig Mutter-Kind-Heime besucht, Kontakte gepflegt und Vertrauen zu den jungen Müttern, aber auch zu Pädagogen und Betreuern aufgebaut. Ihre Geschichten hatte Diller-Wolff zunächst zu Fernseh-Reportagen für das Format *Spiegel TV* verarbeitet. Jetzt folgt das Buch, dem man die Gründlichkeit ihrer Recherchen anmerkt.

Aus den Gesprächen sind bewegende und hintergründige Portraits entstanden. Diller-Wolff zeichnet ein Bild von heranwachsenden Menschen, die gerade erst lernen, auf eigenen Füßen zu stehen, die aber plötzlich die volle Verantwortung nicht nur für sich selbst, sondern auch noch für ein anderes Wesen tragen sollen, das ohne ihre Zuwendung nicht überleben kann und volle Auf-



merksamkeit und die Unterordnung der eigenen Bedürfnisse einfordert.

Zehn Teenager-Mütter erzählen in Antje Diller-Wolffs Buch ihre Lebensgeschichte. In zehn weiteren Kapiteln lässt die Journalistin Menschen aus dem Umfeld der jungen Mütter zu Wort kommen: Sozialpädagoginnen und ehrenamtliche Helfer, die in Einrichtungen für die Mütter und ihre Kinder arbeiten, aber auch eine junge Großmutter und einen jungen Vater. Diller-Wolff widmet sich dem Thema so umfassend, wie es sonst selten geschieht.

Das vielleicht wichtigste Fazit, das Diller-Wolff in ihrem Vorwort zieht, lautet: Ohne die Unterstützung schaffen es die jungen Mütter nicht, für sich und ihr Kind zu sorgen. Denn scheinbar einfache Dinge wie etwa jeden Morgen zur gleichen Zeit aufzustehen, täglich den Müll zu entsorgen, zu kochen und Ordnung zu halten, müssen viele der Mädchen erst lernen. Sie sind meist ohne Struktur, Sauberkeit und Ordnung aufgewachsen. „Diese jungen Mütter kommen selbst meist aus einem Elternhaus, wo die Zustände ähnlich waren. Sie wissen oft gar nicht, wie man mit einem Kind umgeht, was es braucht“, beschreibt Petra Jablonski. Sie ist stellvertretende Teamleiterin

der Mutter-Kind-Gruppe in Hilden. In Einrichtungen wie dieser bringen Fachkräfte den jungen Müttern bei, wie sie ihr Leben mit dem Kind meistern können. Dabei widmet sich die Hildener Wohngruppe auch besonders schwierigen Fällen, Müttern, die bereits den zweiten Versuch mit ihrem Kind starten. Im sechsten Kapitel beschreibt Jablonski den Verlauf des Rückführungskonzepts, das sie mit einem Fachteam für die Graf-Recke-Stiftung erarbeitet hat. Junge Mütter, die ihr Kind bereits einmal dem Jugendamt und einer Pflegefamilie überlassen mussten, werden hier allmählich wieder mit ihrem Nachwuchs zusammengebracht. Diller-Wolff und Jablonski beschreiben einen schwierigen, aber spannenden Prozess anschaulich und gut verständlich.

Das Modell habe sich bewährt, sagt Jablonski, es sei unverzichtbar. Denn es stehe sehr viel auf dem Spiel; mehr als eine zweite Chance könne es nicht geben: „Ab einem bestimmten Punkt kann man das einem Kind nicht mehr zumuten.“

Die Autorin zeigt mit ihren Protagonisten auf, wo die Defizite liegen und wo die Gesellschaft unterstützen und vorbeugen muss: in der Aufklärung der Teenager und im Ausbau und in der finanziellen Förderung der Betreuungseinrichtungen. Deutlicher geht es nicht.

INFO

Das Buch

Das Taschenbuch „Teenagermütter“ von Antje Diller-Wolff ist 2011 im **Schwarzkopf & Schwarzkopf-Verlag** Berlin erschienen (ISBN 978-3-86265-068-2) und kostet 9,95 Euro. **Antje Diller-Wolff** arbeitet als Live-Reporterin, Autorin und Sprecherin unter anderem für SPIEGEL TV und den NDR. Mit ihrer Produktionsfirma »shs medien« realisiert sie Imagefilme für Unternehmen. Im Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag ist bereits ihr Buch **Alle meine Babys** erschienen.

www.schwarzkopf-schwarzkopf.de

Entscheidungen fürs Leben

Als **Caroline** schwanger wurde, fragte ihr Freund nach der nächsten Abtreibungsklinik. **Stefanie** schafft ihren Alltag inzwischen sogar mit zwei Kindern. In „Teenagermütter“ geht es auch um zwei junge Frauen, die in der **Mutter-Kind-Gruppe** der Graf-Recke Erziehung & Bildung lebten.

Als meine Freundinnen anfangen, sich für Jungs, Liebe und Sexualität zu interessieren, schreckte mich das eher ab. Ich hatte meinen ersten Freund mit 14, er war gerade volljährig geworden und sehr erfahren. Leider bewahrte mich das nicht vor einer ungewollten Schwangerschaft. Ich hatte die Pille genommen, aber nicht gut vertragen. Ich habe sie dann einfach weggelassen und darauf gehofft, von ein-, zweimal ungeschütztem Sex nicht gleich schwanger zu werden. Irgendwann habe ich mir auch eingeredet, dass ich nun gar nicht mehr schwanger werden kann, weil ich bislang ohne Verhütung nicht schwanger geworden war. Ich habe das ganze Thema nicht mehr ernst genommen. Weder mein Freund noch ich wollten ein Baby. Als ich ihm vom positiven Testergebnis erzählte, war seine erste Frage die nach der nächsten Abtreibungsklinik. Mein Vater war noch deutlicher: „Das Kind wird weggemacht, von dem arbeitslosen Taugenichts kriegst du kein Kind.“ Ich habe mich, vielleicht auch wegen der heftigen Ablehnung in meinem Umfeld, dafür entschieden, das Kind zu behalten. Das Jugendamt empfahl mir bereits in der Schwangerschaft, im siebten Monat, in eine Mutter-Kind-Einrichtung nach Hilden zu ziehen, damit ich mich frühzeitig an die neue Umgebung gewöhnen konnte. (Caroline, 18, Hausfrau, Solingen, Tochter Emily, zwei Jahre)

„Wir haben in der Mutter-Kind-Einrichtung auch des Öfteren schon Mütter betreut, bei denen wir dachten, alles läuft prima. Es wirkte, als hätten die Mütter eine gute Bindung zum Kind und schafften auch die Versorgung gut. Trotzdem kam die Mutter dann irgendwann zu uns und hat gesagt: „Wisst ihr was, ich mache das hier zwar alles ganz vorbildlich, aber ich möchte dieses Leben eigentlich gar nicht so führen, es ist nicht mein Leben. Ich schaffe das einfach nicht!“ (...) Ich habe auch Verständnis für ein Mädchen, das 16 ist, plötzlich ein Kind hat und nicht weiß, wo hinten und vorne ist, und das gleichzeitig aber die Hoffnung hegt, dass es besser zurechtkommt, wenn es ein paar

„Dieses Leben möchte ich gar nicht so führen, es ist nicht mein Leben!“



In der Mutter-Kind-Gruppe haben junge Mütter die Chance, das Zusammenleben mit ihrem Kind (wieder) zu lernen.

Foto: Bannert

Jahre älter ist. (Petra Jablonski, 40, stellvertretende Leiterin der Mutter-Kind-Gruppe Hilden)

Mein Leben hat sich gut entwickelt, es ist manchmal anstrengend, aber ich habe alles gemeistert, bin drogenfrei, schuldenfrei und habe zwei gesunde Kinder. Nach wie vor bekomme ich Unterstützung von einer flexiblen Familienhilfe, die kommt ein, zwei Mal die Woche. Das wird auch erst mal so bleiben, bis sich der Alltag während der Ausbildung eingespielt hat. Dann kommen vielleicht neue Fragen oder Schwierigkeiten auf mich zu, aber solange ich Unterstützung habe, ist das wie ein sicheres Netz, das mich auffangen kann. Mehr Kinder möchte ich definitiv nicht. Ich nehme jetzt durchgehend eine Minipille, mit der wird nichts schiefgehen. Mara und Leon liebe ich sehr. Ich vermisse sie auch, wenn sie im Kindergarten sind. Aber manchmal gibt es Tage, da möchte ich einfach nur, dass sie in ihr Zimmer gehen, oder bin froh, wenn sie endlich im Bett sind. Es ist anstrengend, aber ich liebe beide abgöttisch. (Stefanie, 24,

Hilden, Hausfrau Tochter Mara, 4, Sohn Leon, 2 – Namen der Kinder geändert)

Diese Auszüge aus dem Buch „Teenagermütter“ drucken wir mit freundlicher Genehmigung des Verlags Schwarzkopf & Schwarzkopf.

INFO

Die zweite Chance

Ziel einer gelingenden Arbeit in der Mutter-Kind-Gruppe in Hilden ist es, das Kind zur Mutter zurückzuführen. Das **Rückführungskonzept** dauert über mehrere Stufen etwa sechs bis acht Wochen. Jedoch ist eine Rückführung nicht in jedem Fall die beste Lösung für Mutter und Kind. Ein **realistischer Lebensentwurf** kann dann für die Mutter auch das Leben ohne das Kind sein. Zur Entwicklung weiterführender Lebensperspektiven gehört in jedem Fall die Vorbereitung der beruflichen Orientierung und einer **schulischen oder beruflichen Qualifikation**.

Haus Quellengrund

Das Haus Quellengrund ist ein **Wohn- und Lernort** für Kinder und Jugendliche mit oft sehr schwieriger Vergangenheit. Die enge Verzahnung von Leben und Lernen hilft ihnen, ihren Weg zu finden – und das **seit 15 Jahren** mit Erfolg.

Von Dirk Thierbach

Wuppertal Das Haus Quellengrund in Wuppertal ist eine Wohngruppe und Förderschule für Kinder mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung. Es gehört zur Graf-Recke-Stiftung, Geschäftsbereich Erziehung & Bildung. Zur Zeit leben 14 Kinder und Jugendliche im Alter von acht bis 15 Jahren in einer Wohngruppe, die in der angrenzenden Schule in zwei altersgemischten Klassen unterrichtet werden.

Dieses Jahr feierte das Haus sein 15-jähriges Dienstjubiläum – Zeit für einen Rückblick auf eine lange Zeit, deren Perspektiven andere waren, als die Arbeit begonnen wurde.

Die Idee war, einen Ort für Kinder und Jugendliche zu schaffen, die noch nicht alt genug waren, um in der Schule im Heckenwinkel und dort in Düsseldorf-Wittlaer in den entsprechenden Wohngruppen betreut zu werden. Die damalige Schulleitung hatte sich mit dem damaligen Bereichsleiter und der zukünftigen Teamleiterin zusammengefunden, um das neue Konzept zu entwickeln. Dieses Konzept musste tragfähig sein, um den Kindern und Jugendlichen eine Perspektive geben zu können. Es sollte ein Platz für Kinder geschaffen werden, die schon häufig eine äußerst negative Schullaufbahn durchlaufen hatten, in schwierigen Familienverhältnissen lebten, emotional sehr belastet waren und einer stationären Betreuung bedurften. Zudem sollte die Förderung so zugeschnitten werden, dass die Kinder im Anschluss daran im Heckenwinkel und den Wohngruppen in Düsseldorf betreut werden konnten, um sie dann als junge Erwachsene in den Verselbstständigungsgruppen ihren Weg gehen zu lassen. Also – keine leichte Aufgabe, die sich das Konzeptionsteam vorgenommen hatte.

Nach längerer Suche war ein Gelände in Wuppertal-Dornap am Kirchenfelder Weg gefunden. Ein wohnliches Haus mit angrenzendem kleinen Schulgebäude in einem weitläufigen Gelände, das in einem Natur-

schutzgebiet liegt. Bis dahin hatte die vorherige Mieterin, die evangelische Landeskirche, eine Jugendbildungsstätte unter dem Namen „Quellengrund“ betreut. Die ersten zehn Schüler konnten im September 1996 mit den entsprechenden Anfangsschwierigkeiten das Haus beziehen. Doch das Projekt drohte zu scheitern, da das Schulgebäude umgebaut werden musste. Es war kein Betonfundament vorhanden und das Dach war so marode, dass es bei der Sanierung einstürzte und das Gebäude komplett abgerissen werden musste. Es bedurfte des ganzen Einflusses der Graf-Recke-Stiftung, um den Schulwiederaufbau in dem ausgewiesenen Naturschutzgebiet durchsetzen zu können. Beide Klassen mussten dementsprechend zuerst im Wohnhaus beschult werden, bevor das neue Schulgebäude im Sommer 1997 bezogen werden konnte.

Große Aufregung drohte dann noch einmal 2010, da der Besitzer das Gelände zwecks Bebauung verkaufen wollte. Im Jahr 2011 kaufte dann die Graf-Recke-Stiftung die Gebäude und das Grundstück des Quellengrundes.

Neben den zwei Klassenräumen und einem Differenzierungsraum konnte eine entsprechende kleine Turnhalle fertig gestellt werden, ideal für Kinder, die einen großen

Bewegungsdrang mitbrachten. Ideal auch das große Gelände, in dem naturkundlicher Unterricht durchgeführt werden konnte. Für viele Stadtkinder war das eine völlig neue Erfahrung. Gerade die Unterrichtung in Neigungsgruppen war und ist ein konzeptioneller Schwerpunkt der Schule. Denn durch die Fach- und Projektunterrichtsphasen war es möglich, die Schüler differenziert und optimal zu fördern. Der Erfolg zeichnete sich schnell ab.

Ebenso war das Konzept der Wohngruppe darauf ausgelegt, die Kinder und Jugendlichen möglichst differenziert in den lebenspraktischen Bereichen zu fördern. Die enge Anbindung der Eltern – oft über Jahre – an die Wohngruppe, die strukturierten Förderpläne für jedes einzelne Kind und nicht zuletzt die familientherapeutische Begleitung und Unterstützung der Eltern waren und sind die Voraussetzung für die erfolgreiche Arbeit.

Ein weiterer wesentlicher Aspekt der pädagogischen Arbeit im Quellengrund kommt noch hinzu: die enge Verzahnung von Leben und Lernen. Sowohl der Wohngruppe als auch der Schule war es immer wichtig, gemeinsam pädagogisch zu arbeiten, obwohl jeder Bereich seine speziellen Aufgaben und Ziele hat. Das zeigt sich unter anderem auch in den gemeinsamen



Pause in der Quellengrund-Schule – ein Foto von vor etwa sechs Jahren.

Foto: Archiv

wöchentlichen Teambesprechungen oder in den halbjährlichen pädagogischen Besprechungen, an denen Erzieher, Lehrer, Vertreter der Jugendämter und auch die Eltern teilnehmen, sowie generell im Alltag. So bespricht zum Beispiel jeden Morgen ein Lehrer der Schule vor Unterrichtsbeginn mit einem Erzieher Maßnahmen und Probleme der einzelnen Kinder.

Nachmittags kommen die Erzieher in die Schule und fragen bei der Übergabe die Kinder nach den Ereignissen des Schultages. Die Schüler werden so dazu angeleitet, ihre Tage zu reflektieren. Auch die gemeinsamen Feiern von Schule und Wohngruppe wie St. Martin, Adventsbasteln festigen die gemeinsame Arbeit beider Bereiche. Darüber hinaus finden einmal im Jahr gemeinsame Fortbildungen statt.

Weitermachen ist das Motto im Quellengrund



Zirkus im Quellengrund.

Foto: Erziehung & Bildung

Wuppertal (sim) Was ist das besondere am Quellengrund in Wuppertal? Anlässlich des Jubiläums konnten sich die Gäste über die pädagogische Arbeit in einer Ausstellung informieren, in der wichtige Arbeitsschwerpunkte dokumentiert wurden: von der Sport- und Akrobatengruppe über die Werkenden bis zur Fotogruppe. Ergänzt wurde dies in ausliegenden Fotoalben.

Die enge Verzahnung von leben und lernen hilft vielen belasteten Kindern besser, ihren Weg zu finden. Elke Bernhardt, Förderschullehrerin: „Für die Kinder ist ganz wichtig: Vormittags und nachmittags gelten die gleichen Regeln; Schule und Wohngruppe planen in Teams gemeinsam für die Kinder.“ Und Dirk Thierbach, Förderschullehrer, ergänzt: „Der Quellengrund ist für viele Kinder die letzte Station einer langen negativen Karriere von Beziehungsabbrüchen

Diese enge Verzahnung von Leben und Lernen hat vielen belasteten Kindern geholfen, ihren Weg zu finden. Die guten Kontakte, die sich zu den Jugendämtern von Solingen und Wuppertal in den 15 Jahren aufgebaut haben, bestätigen den erfolgreichen Weg.

Wenn nun die nunmehr Jugendlichen aus dem gewohnten Schonraum Quellengrund in den Heckenwinkel überwechseln, ist das ein Erfolg. Genauso, wenn sich die Familien stabilisiert haben und die Jugendlichen in die Familie zurückkehren. Mittlerweile haben mehrere Schülergenerationen diesen Weg durchlaufen, Anlass genug, dieses Jubiläum zu feiern.

Dirk Thierbach ist Förderschullehrer im Quellengrund.

und Scheitern, die Kinder kommen regelunfähig, beziehungs- und strukturunfähig.“ Auch akute Notfälle werden aus den Familien aufgenommen. Die Eltern haben oft über Jahre eine enge Anbindung an die Wohngruppe, es werden ihnen vielfältige Angebote gemacht. Ziel der Arbeit ist die Verselbstständigung und das Einüben lebenspraktischer Erfahrung, bis die Kinder aus ihrem Schonraum überwechseln in den Heckenwinkel in Düsseldorf-Wittlaer zu den Älteren.

Bei schönstem Herbstwetter kamen die Kinder und Jugendlichen, ihre Angehörigen, Mitarbeiter und Freunde des Hauses zusammen, um im Quellengrund zu feiern. Im bunten Nachmittagsprogramm wurden Spiele im Gelände angeboten, die Kinder der Einrichtung zeigten Darstellungen zum Thema Zirkus (Tierdressur, Balance und Seiltanz). Die Wohngruppe sorgte mit Gegrilltem, Kaffee und Selbstgebackenem für das leibliche Wohl. Eine schöne Gelegenheit, sich wieder zu begegnen. So war auch Nicole gekommen, 23 Jahre, „dienstälteste Schülerin“ im Quellengrund, heute Mitarbeitende in einer Werkstatt in Wermelskirchen, die Tüten herstellt. Wie war es damals? „Alles war gut, ich konnte was lernen und hier wohnen. Und jetzt mache ich weiter.“

Weitermachen – das ist auch dem Quellengrund zu wünschen.

Ausstellung: Das bin ich im Bürgerhaus

Hilden (sim) Das Kind reißt seine blauen Augen auf, die Borstenhaare stehen zu Berge, und lacht den Besucher an. Freude, Angst, Überraschung? Unter dem Leitmotiv: „Das bin ich!“ luden im November Kinder und Jugendliche aus den Hildener Wohngruppen der Graf Recke Erziehung & Bildung zu ihrer Jahresausstellung ins Bürgerhaus Hilden ein. Gezeigt wurden etwa sechzig künstlerische Werke von jungen Menschen mit Behinderungen, die im Laufe des Jahres entstanden waren. In den vergangenen Jahren waren die Aus-



stellungen themengeleitet, dieses Jahr stehen die Kinder und Jugendlichen selbst im Blick mit ihren Ressourcen und Stärken. Das Kind wird auf die Spur seiner Identität gebracht. Das bin ich, das kann ich, das will ich sein, das wünsche ich mir, wenn ich größer bin“, charakterisiert Regina Klippel, Heilpädagogin und pädagogische Mitarbeiterin der Graf Recke Erziehung & Bildung das Anliegen der Ausstellung. Auch die persönlichen Wünsche, in die Zukunft gerichtet, werden in den Blick genommen. Bei den Eigenporträts treten die Defizite der Kinder und Jugendlichen in den Hintergrund, das Mittel der Selbstdarstellung erlaubt eine neue Selbstwahrnehmung, facettenreich, vielfältig. Es wird auf die Ressourcen geschaut. „Für einen Schwerbehinderten ist das Bild selbst schon Ressource, die Fähigkeit, sich in einem Bild ausdrücken zu können“, so Regina Klippel.

Wertvolle Hilfestellung

Das „**Modellprojekt Referenzmodelle**“, kurz Referenzmodell, steht über allen Fragen der künftigen Entwicklung der Pflege in Nordrhein-Westfalen. **Rudolf Michel-Fabian**, Referent für Altenarbeit der Diakonie, beleuchtet die Ergebnisse und ihre Auswirkungen auf die Pflege.



Rudolf Michel-Fabian

Foto: privat

In dem Projekt Referenzmodell haben in den Jahren 2004 bis 2006 20 nordrhein-westfälische stationäre Altenpflegeeinrichtungen gemeinsam mit der Pflegewissenschaft ein umfassendes Qualitätskonzept entwickelt und mit Unterstützung einer Organisationsberatung umgesetzt.

Die Ergebnisse wurden in einem Leitfaden zusammengefasst, der das Konzept auch anderen Einrichtungen nutzbar machen soll. Im Teil A sind die inhaltlichen Kernelemente des Konzepts dargestellt, dazu gehören die Pflegeprozesssteuerung und Versorgungscoordination, das pflegerische Assessment und die Biografieerfassung, die verbesserten Dokumentationsformen, die Leistungsbeschreibungen für eine qualitative Weiterentwicklung der vollstationären Pflege und die Rahmenkonzepte für besondere Aufgabenfelder. Im Teil B sind die Anforderungen an die Organisationsentwicklung und das Qualitätsmanagement bei der Implementierung des Konzepts beschrieben.

Individuelle Spielräume

Das Konzept lässt den Einrichtungen die notwendigen Spielräume zur individuellen Ausgestaltung in der Umsetzung. Eine Umsetzung ist komplett und in Teilen möglich. Der Landespflegeausschuss NRW hat Ende 2008 die Umsetzung und die Unterstützung dieses Prozesses durch geeignete

Maßnahmen empfohlen. Hierzu schult das Institut für Pflegewissenschaft an der Universität Bielefeld Beraterinnen und Berater zur Begleitung von Pflegeeinrichtungen, welche die Umsetzung angehen möchten.

Überzeugende Antworten für die Zukunft

Das Konzept Referenzmodelle liefert überzeugende Antworten auf die Frage nach der Zukunftsfähigkeit von stationären Altenpflegeeinrichtungen, die steigende Anforderungen an die Pflege bei gleichzeitig sinkenden Ressourcen zu bewältigen haben. In den vergangenen Jahren haben dazu enorme Prozesse der Arbeitsverdichtung stattgefunden, deren Potenziale nun aber erschöpft sind. Um für die Zukunft gerüstet zu sein, müssen Arbeitsprozesse arbeitsteilig und qualifikationsorientiert umgestaltet werden.

Prozess- und Versorgungssteuerung

Der Pflegeprozess- und Versorgungssteuerung kommt in zukunftsfähigen Organisations- und Personalkonzepten eine zentrale Rolle zu. In dem Projekt Referenzmodelle wurde dafür das als zukunftsweisend geltende Profil der Zuständigen Pflegefachkraft (ZPFK) entwickelt. Die ZPFK steuert verantwortlich die Versorgung von rund zehn Bewohnern. Ihre Aufgaben umfassen insbesondere die Zielformulierungen, Maßnahmenplanung und Evaluation, also die Pflegeplanung, die Anleitung und Beratung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die Information, Anleitung und Beratung von

Angehörigen und Ehrenamtlichen, die Sicherstellung der Medikamentenversorgung, der Verfügbarkeit von Pflegeutensilien und Hilfsmitteln sowie der Bewohnerinformation und schließlich die Koordination der Angehörigenarbeit und der Kooperation mit Ärzten.

Zentrale personelle Kompetenz

Die Zuständige Pflegefachkraft benötigt neben Fachwissen und pflegerischen Fertigkeiten in hohem Maße Steuerungs-, Koordinations-, Anleitungs-, Beratungs- und Problemlösungskompetenz. Die Pflegefachkräfte benötigen für diese Funktion eine weiterführende Qualifizierung. Ihre Verortung in der Hierarchie muss eindeutig geklärt sein, damit nicht unnötige Widerstände ihre Arbeit behindern.

Versorgungsstrukturen im Zentrum

In den meisten Fällen wird dazu eine Reorganisation der bewohnernahen Leitungsstrukturen erforderlich sein. Neben der Versorgungssteuerung kommt einer zukünftig verstärkt spezialisierenden Pflege eine hohe Bedeutung zu. Auch hierzu leistet das Konzept Referenzmodelle mit seinen Leistungsbeschreibungen und Rahmenkonzepten wertvolle Hilfestellung.

Rudolf Michel-Fabian ist Referent für stationäre und teilstationäre Altenarbeit der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe und Geschäftsführer des Ev. Verbandes für Altenarbeit in den Diakonischen Werken RWL.



Das Konzept Referenzmodelle setzt den Menschen in der Pflegeeinrichtung in den Mittelpunkt.

Foto: Bannert

Modell und Praxis

Vergangenes Jahr wurden zwei Mitarbeiterinnen der Graf Recke Wohnen & Pflege zu **Multiplikatorinnen der Referenzmodelle** ausgebildet. Sie sollten die Konzepte auf Praxisrelevanz überprüfen. Qualitätsbeauftragte **Belinda Schmitt** erläutert die Hintergründe.



Belinda Schmitt

Foto: privat

Wie entstand die Idee, Multiplikatorinnen für die Referenzmodelle auszubilden?

Schmitt Nachdem sich Mitte 2010 die Einrichtungs- und Pflegedienstleitungen gemeinsam mit der Geschäftsbereichsleitung mit den Themen auseinandergesetzt hatten, wurde der Beschluss gefasst, die einzelnen Bausteine sukzessive umzusetzen. Die einzelnen Elemente des Gesamtkonzeptes sollten Stück für Stück in den pflegerischen Alltag transportiert werden. Dazu haben wir die betroffenen Bereiche wie Unterstützung der Bewohner beim Einzug, Zusammenarbeit mit Angehörigen, Sterbebegleitung und Überleitung bei Krankenhausaufenthalten mit den Inhalten des Referenzkonzeptes abgeglichen, angepasst und so in die Praxis implementiert.

Wer ist wir?

Die Überarbeitung und Diskussion der einzelnen Themenbereiche findet seit Mitte 2010 in einer Projektgruppe statt. Sie besteht aus je einer Wohnbereichs-, einer Pflegedienst-, einer Einrichtungsleitung und der Qualitätsmanagerin. Komplexe Themenbereiche wie die Verbesserung der Dokumentationsform bedingen größere organisatorische Veränderungen. Diese Abläufe sollen verschlankt werden und sich am Tagesablauf der Bewohner orientieren. Die Bewohner stehen im Mittelpunkt der Pflegeplanung und Dokumentation.

Gleichzeitig soll der Aufwand bei der Leistungsdokumentation reduziert werden. Die Kolleginnen und Kollegen der Wohnbereiche wissen um die Umständlichkeit der Nachweisführungen im Rahmen der Pflegedokumentation und wären für eine Ökonomisierung sicherlich dankbar.

Wirken diese Aspekte schon in der Praxis?

In einzelnen Bereichen finden Testläufe statt. Die Ergebnisse werden unter den Leitungskräften diskutiert und fließen in ein zukünftiges Dokumentationssystem ein.

Was bedeutet die Umsetzung im Pflegealltag für die Mitarbeitenden?

Der komplexeste Themenbereich der sogenannten „zuständigen Pflegefachkraft“, Dreh- und Angelpunkt der Referenzmodelle bedeutet ein fundamentales Umdenken in der Organisation Senioreneinrichtung. Die „steuernde Pflegefachkraft“ fungiert im Rahmen der Referenzmodelle sozusagen als die ausschließlich steuernde und koordinierende Fachkraft für eine bestimmte Anzahl von Bewohnern. Sie führt alle Absprachen mit Angehörigen, Therapeuten oder Ärzten durch. Bei ihr fließen die Ergebnisse aller Prozesse zusammen und sie legt das weitere Vorgehen in Absprache mit allen Akteuren fest. Diese Sicht geht über die jetzige Rolle der so genannten Bezugspflegefachkraft weit hinaus und würde große organisatorische Veränderungen mit sich bringen. Denn diese Rolle kann zum einen nicht nebenbei wahrgenommen werden und zum anderen auch nicht ohne eine entsprechende Vorbereitung auf die Aufgabe. Zeitliche Rahmenbedingungen und arbeitsablauforganisatorische Veränderungen wären unabdingbar. Generell wird der Trend, alle Pflegefachkräfte könnten immer alle anfallenden Aufgaben generell ausfüllen, zunehmend durch Spezialisierungsbestrebungen abgelöst. Solche Bestrebungen finden sich zum Beispiel in einigen Häusern der Graf Recke Wohnen & Pflege in der Schaffung neuer Funktionen wieder, etwa in den neuen Rollen Einzugsbegleiterin, Wundmanager oder Ernäh-



Pflegeaufgaben sollen altersgerecht verteilt werden.

Foto: Bannert

rungsspezialist. So kann bereits heute die Bezugspflegefachkraft auf das Wissen der Wundmanager in der Einrichtung zurückgreifen. Das Koordinieren, Steuern und Evaluieren von Pflegeprozessen könnte künftig eine weitere herausgelöste Aufgabe von einzelnen Pflegefachkräften werden.

Welche Chancen bergen die Referenzmodelle?

Es gilt zum einen, die bestmögliche Qualität der Bewohnerversorgung zu gewährleisten, zum anderen, sich auf den demografischen Wandel einzustellen, der auch bei unseren Mitarbeitenden einsetzt. Wir benötigen zukünftig für unsere hochqualifizierten Pflegekräfte Aufgabengebiete, die entsprechend ihres Alters und ihrer körperlichen Konstitution angemessen sind. Die Orientierung an den Referenzmodellen und das Bewusstsein, dass Organisationen nur handlungsfähig bleiben, wenn sie sich ständig neuen Herausforderungen mit Lust und Kreativität stellen, kann hilfreich sein, die Zukunft konstruktiv zu gestalten.

INFO

Autonomie und Selbstbestimmung

Die Referenzkonzepte zielen auf die **Kompetenzen** ab, die der Mensch mitbringt, unabhängig vom geistigen oder körperlichen Zustand. Deshalb gilt es, die Pflegestrukturen zur Förderung der **Ressourcen**, Autonomie und Selbstbestimmung der Bewohner zu überprüfen.

Der letzte Zivi

Einst galten sie als **Drückeberger und Vaterlandsverräter**, 50 Jahre später waren sie als **engagierte Helfer und Zeitspender** in der sozialen Arbeit kaum mehr wegzudenken: die Zivis. Eine kleine Erfolgsgeschichte, die nun auch in der Graf-Recke-Stiftung zu Ende ging.



Letzte Amtshandlung: Zivi Aztout holt seine Unterlagen bei Jörg Bundesmann-Jansen in der Personalabteilung ab.

Foto: Künstle

Von Beate Simon

Hilden Als Jürgen den Kriegsdienst verweigerte, damals in den 60ern, konnte man sich mit der Kriegsdienstverweigerung kaum Freunde machen. Es herrschte der Kalte Krieg, die Mauer war gebaut, die Rüstungsspirale schraubte sich hoch und höher. Jürgen hatte langes blondes Haar und spielte Gitarre. Manche Nachbarn grüßten ihn nicht mehr. Kriegsdienstverweigerern wurde gern ein Wohnungswechsel nahe gelegt, eine Arbeitsstelle nach der Lehre häufig nicht verlängert. Beim Kreiswehrrersatzamt wurde das Gewissen der Kriegsdienstverweigerer gewissenhaft überprüft. Diese jungen Männer galten vielen als Drückeberger, eigentlich schon als Vaterlandsverräter, die für ihr Land nicht einstehen wollten, der Weg in die Außenseiterrolle schien oft vorgezeichnet. Jedoch erwarben sich die Zivis im Lauf der Jahre zunehmend große Anerkennung: Sie waren als begehrte Mitarbeiter in vielen Berufsfeldern nicht mehr wegzudenken.

„Dass ich einer der letzten bin, das ist mir schon klar, aber der letzte Zivi in der Graf-Recke-Stiftung? Nein, das wusste ich nicht.“ Der Zivildienst endete für Younes Aztout – 20 Jahre, marokkanische Wurzeln, aufgewachsen und Abitur in Hilden – eigentlich Mitte August. Auf eigenen Wunsch beantragte er eine Verlängerung bis Mitte November. Younes Aztout kennt die Kriegsdienstverweigerung als selbstverständli-

ches Grundrecht, seine Entscheidung für den Zivildienst musste er nur, wie seit Jahren üblich, schriftlich mitteilen; das war's!

Younes Aztout arbeitet im Haus Hilden, eine Einrichtung des Heilpädagogischen Verbunds der Graf-Recke-Stiftung. In diesem Wohnheim leben 21 Menschen mit Handicaps in stationärer Pflege und im Betreuten Wohnen. Wie ist er dahin gekommen? Younes Aztout erhielt nach seinem Abitur die Musterung, die Bundeswehr kam für ihn nicht in Frage und er entschied sich umgehend für den Zivildienst. Aus Gewissensgründen, sagt er. Eine Zivildienststelle fand sich bald. Sein Bruder hatte ihn auf das Wohnheim in der Nachbarschaft in Hilden, das früher ein Jugendtreff war, aufmerksam gemacht, „und da habe ich einfach mal geklingelt.“

Natürlich war erst vieles fremd. Younes Aztout war nie mit Menschen mit Behinderungen in Verbindung gekommen. „Schwierig war erst einmal, wie ich den Menschen begegnen konnte; es war eben ungewohnt, wie sollte ich ihr Verhalten interpretieren? Was mag jemand, was nicht, warum schreit einer? Aber ich wollte keine Barriere, die Barriere sollte fallen und das ging auch ganz schnell.“ Gleich am ersten Nachmittag saß er mit am Tisch, wo gerade Kerzen gebastelt wurden, und bastelte gleich mit. Er fühlte sich von allen gut aufgenommen. „Es war schon bald kein Problem, meine Bedenken verschwanden schnell und ich

habe mich für die Stelle am selben Tag noch entschieden.“

Welche Motive gab es für Younes Aztout, Zivildienst zu leisten? „Beides, Pflicht und Chance: Es ist eine Chance und eine schöne Sache, einen ganz fremden Lebensbereich kennen zu lernen und Menschen etwas geben zu können, was man selbst hat und was für einen schon selbstverständlich ist.“

Die Tätigkeiten von Younes Aztout, der vorwiegend im stationären Wohnen eingesetzt ist, sind vielfältig: Ein Schwerpunkt ist der Umgang mit den Bewohnern, beim Einkaufen helfen oder Bewohner zum Arzt begleiten, sich einfach unterhalten, spielen, spazieren gehen. „Ich bringe gern andere zum Lachen“, meint Aztout. Alltägliche Dinge zu erledigen, gehört zu seiner Arbeit. „Und ich bin gern draußen“, sagt der Sportbegeisterte und Real Madrid-Fan lächelnd.

„Wo hat der andere seine Grenze?“

Manches ist schwierig. „Manchmal weiß ich nicht, wie weit ich gehen kann, wo der andere seine Grenze hat oder was er von mir braucht.“ Sich kennenlernen ist ein längerer Prozess, und es braucht Zeit und viele Erfahrungen, damit dies immer besser gelingt. Dabei fühlt er sich von seinem Team gut unterstützt. Warum hat der letzte Zivi der Stiftung seinen Zivildienst verlängert? „Ich habe mich für einen Studienplatz beworben in Medien- und Kommunikationswissenschaften. Bis ich einen Studienplatz erhalte, kann ich gut weiter hier sein, hier werde ich gebraucht und die Menschen kennen mich – und einen Nachfolger gibt es natürlich nicht!“

Nachdem die Wehrpflicht zum 1. Juli 2011 ausgesetzt wurde, wird es auch den Zivildienst nach 50 Jahren nicht mehr geben, wohl aber andere Formen des freiwilligen Gesellschaftsdienstes, das Freiwillige Soziale Jahr, und den Bundesfreiwilligendienst. Aztout kann diese nur empfehlen: „Hier sammelt man wertvolle Erfahrungen im direkten Kontakt zu Menschen mit Behinderungen, auch Lebenserfahrungen, die einem immer bleiben.“

„Stellen Sie sich mal bitte vor...“

Wer sind die Mitarbeitenden, die vor Ort mit den von uns betreuten Menschen arbeiten? Zum Beispiel Gruppenpädagogin Nina Müller.



Nina Müller

Foto: privat

Wo und seit wann sind Sie in der Graf-Recke-Stiftung tätig?

Ich bin seit Mitte Dezember 2009 in der Graf-Recke-Stiftung tätig. Mein Anerkennungsjahr absolvierte ich in der Intensivwohngruppe Blickwechsel, seit Februar 2011 bin ich in der Intensivwohngruppe Arche tätig, da Blickwechsel mir keine volle Stelle anbieten konnte.

Was liegt Ihnen in Ihrer Arbeit besonders am Herzen?

Mir liegt am Herzen, die Jugendlichen sehr ernst zu nehmen; sich immer wieder erneut vergewissern, dass man zum Wohle des Kindes beziehungsweise des Jugendlichen handelt und entscheidet; die Jugendlichen an meinen Erfahrungswerten teilhaben zu lassen (das heißt, auch mich als Persönlichkeit mit einzubringen); die Jugendlichen zu stärken und ihnen zu vermitteln, dass sie, wenn sie es nur wollen, eine realistische Chance auf eine Zukunft haben, die sie mit

gestalten können; verbindlich, authentisch, konsequent und ehrlich zu sein, sodass die Jugendlichen Vertrauen lernen und spüren, dass sie mir wichtig sind.

Was war Ihre bisher größte Herausforderung?

Meine größte Herausforderung spüre ich jeden Tag: sich mit dem zufrieden zu geben, was man bei den Jugendlichen erreicht, auch, wenn man des Öfteren gerne so viel mehr erreicht hätte; ihnen Freiraum zur Entwicklung zu geben; einzusehen, dass man nicht immer alles zu hundert Prozent schafft, was man sich vorgenommen hat, und damit dennoch zufrieden zu sein.

Was wünschen Sie sich für Ihre Arbeit in der Zukunft?

Dass ich einigen Jugendlichen Perspektiven aufzeigen kann, und ich möchte einen schönen, ereignisreichen Alltag mit den Jugendlichen erleben; ich hoffe, dass mein Engagement und meine Leidenschaft für diese Arbeit niemals verloren gehen und dass ich im besten Falle noch andere dafür begeistern kann, diese Arbeit auszuüben!

Die Wohngruppe Arche der Graf Recke Erziehung & Bildung ist ein stationäres Intensivangebot. Durch einen kleinen, überschaubaren Gruppenkontext und eine hohe Betreuungskontinuität der Pädagogen sollen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung stark verunsicherten und dissozialen jungen Menschen ein sicherer, verlässlicher und ihre individuellen Bedürfnisse berücksichtigender Lebensraum geboten werden.

„Engagement macht stark“

Düsseldorf/Ratingen Unter dem Titel „Engagement macht stark“ fanden bundesweit Aktionen zum bürgerschaftlichen Engagement statt. Die Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik brachte sich mit vier Veranstaltungen ein. Den Auftakt machte die Teilnahme an der „Ehrenamtsmeile“ in Ratingen, weiter ging es in Düsseldorf mit einem Infotag für junge Leute, die sich für ein FSJ oder den

Bundesfreiwilligendienst interessieren. Im Café ESS PE ZET wurde eine Ausstellung der Kinder-Kreativgruppe der Gemeinde St. Ursula eröffnet. Ihren Abschluss fand die Aktionswoche in einer weiteren Kooperation mit der benachbarten Gemeinde: Klienten der Sozialpsychiatrie arbeiteten mit dem Künstler Marcus Günther an den Themen Achtung, Toleranz und Respekt.

Infomarkt: Doppeltes Debüt in Hilden

Hilden Märkte sind Ortsmittelpunkte. Wo es noch Märkte gibt, sind sie ein Zentrum des Handels. Der Infomarkt der Graf-Recke-Stiftung machte in diesem Jahr den Campus Hilden zum Mittelpunkt der Stiftung, gehandelt wurden Informationen. Die zentrale Infoveranstaltung für die Mitarbeitenden der Stiftung, die zum dritten Mal stattfand, feierte dabei ein zweifaches Debüt: Erstmals fand sie in Hilden statt und erstmals waren alle Geschäftsbereiche und Tochtergesellschaften mit einem eigenen Stand vertreten.

Daneben präsentierten sich der Vorstand, die Datenschutzbeauftragte, das



Qualitätsmanagement, die Mitarbeitendenvertretungen sowie zwei externe Partner: Am Stand „1000 Leben retten“ ging es um eine gemeinsame Aktion zur Darmkrebsprävention, an einem anderen Stand präsentierte der Sportpark Hilden seine Angebote sowie Geräte zum Ausprobieren.

Den Auftakt der beiden Blöcke – je einer am Vor- und am Nachmittag, um möglichst vielen Mitarbeitenden die Teilnahme zu ermöglichen – bildete ein geistlicher Impuls sowie eine Präsentation des Vorstands. Ausführlich stellten Petra Skodzig, Finanzvorstand, und Ulrich Lilie, Theologischer Vorstand, den zahlreichen Besuchern die wichtigen Themen, Ereignisse und Zukunftspläne der Stiftung vor. Nach einer Interviewrunde an allen Marktständen begann der informelle Teil mit Buffet und intensiven Gesprächen.

Nicht nur Opfer und Täter

Gewalt und Missbrauch kommen auch in Institutionen vor, die eigentlich den Schutz von Kindern und Jugendlichen sicherstellen sollen. In einer gemeinsamen **Tagung** in Köln nahmen sich im Oktober das **LVR-Landesjugendamt** und die **Graf-Recke-Stiftung** des Themas an.

Köln (rbd) Über 350 Anmeldewünsche sprechen eine deutliche Sprache: Das Interesse am Thema ist groß in den Fachkreisen. Aus organisatorischen Gründen musste der Kreis der Teilnehmenden aber auf 200 begrenzt werden. Landesrat Reinhard Elzer, Leiter des LVR-Landesjugendamtes, verwies in seiner Begrüßung auf die letzten zwei Jahre, in denen die Heimerziehung der 1950er und 60er Jahre den Landschaftsverband und viele soziale Träger stark beschäftigt und auch beim LVR zu einer wissenschaftlichen Aufarbeitung dieser Vergangenheit geführt hat. Auch die Tagung des LVR und der Graf-Recke-Stiftung sollte helfen, Ursachen für Gewalt und Missbrauch zu erkennen und Strategien zu deren Verhinderung zu entwickeln.

Als erste Referentin stellte LVR-Jugendamtsleiter Dieter Göbel, der die Tagung moderierte, Professorin Mechthild Wolff als „eine der tiefsten Kennerinnen der Heimerziehung“ vor. Wolff analysierte die Entstehung von Gewalt und Macht gegen Kinder und Jugendliche in Institutionen und brachte hierzu Erfahrungen aus ihrer Teilnahme am Runden Tisch Heimerziehung in Berlin ein. Die Erziehungswissenschaftlerin von der Hochschule Landshut betonte, dass der weitaus größere Teil der bekannt gewordenen Übergriffe gegen Kinder und Jugendliche innerhalb von Familien stattfindet. Innerhalb der mit Kindern und Jugendlichen beschäftigten Institutionen lägen die Heime der Jugendhilfe in dieser unerfreulichen Statistik aber deutlich vor Internaten und Schulen, was auch der Tatsache geschuldet sei, so Wolff, dass hier bereits vorbelastete Kinder und Jugendliche aufgenommen würden und auch „Peer-Gewalt“ untereinander stattfindet.

Die Problematik in der stationären Jugendhilfe beschrieb Professorin Wolff mit dem Zusammenspiel der Faktoren Macht, Aggression und Gewalt. Machtmissbrauch und

Willkür waren in der Heimerziehung der 50er und 60er möglich, weil die Heimerziehung auf einer nicht entwickelten Rechtsauslegung, -sprechung und -praxis basierte. Die Probleme der heutigen Jugendhilfe seien anders gelagert: Die Ausdifferenzierung der Hilfeangebote in sehr unterschiedliche und auf individuelle Betreuungs- und Beziehungssettings basierende Angebote war notwendig, aber die Schutzkonzepte hätten damit nicht Schritt gehalten.

Die Verantwortung dafür, dass Gewalt und Missbrauch in helfenden Institutionen stattfinden und unentdeckt bleiben, verteile sich auf viele Schultern, so Wolff. Begünstigt würden solche Entwicklungen durch die handelnden Personen, die Organisation und die Strukturen. Dabei spielten eine Vielzahl von personellen und strukturellen Bedingungen eine Rolle: fehlende Kompetenz ebenso wie fehlende Kommunikation oder Streitkultur innerhalb der Einrichtung; Tabuisierung, der Schulterschluss unter Kollegen oder fehlende Transparenz oder mangelnde Kontrolle gehörten ebenfalls dazu. Deshalb sei die Kultur der Einrichtung entscheidend dafür, dass Gewalt und Missbrauch hier keinen geeigneten Nährboden finden. „Es gibt nicht nur Opfer und Täter“, so Wolff. „Die Entstehung von Gewalt hängt mit der Soziokultur zusammen.“

„Präventionsstrategien gegen Übergriffe in Institutionen“ waren das Thema von Dr. Mike Seckinger vom Deutschen Jugendinstitut in München. Er verdeutlichte das Dilemma der Jugendhilfe zwischen notwendiger Nähe und Distanz: „Persönliche Beziehungen sind

Grundvoraussetzung für jedes pädagogische Handeln, aber Beziehungen sind auch Risiken für Übergriffe.“ Deshalb dürften aber weder Familien noch helfende Institutionen als Quelle der Kindeswohlgefährdung dargestellt werden. „Persönliche Beziehungen sind nie durchgängig zu kontrollieren. Aber es braucht ein System, in dem die Bereit-



schaft zur Wahrnehmung und Anzeige von Grenzverletzungen besteht.“ Übergriffe seien Folgen von Prozessen, die nicht von heute auf morgen stattfinden: „Gestern war die Welt noch in Ordnung, heute haben wir fünf misshandelte Kinder in unserer Einrichtung – das gibt es nicht“, betonte Seckinger.

Neben der Schärfung der eigenen Wahrnehmung und der Schaffung günstiger institutioneller Rahmenbedingungen sei es notwendig, Kinder und Jugendliche für Übergriffe zu sensibilisieren, ihnen zu helfen, sie zu erkennen und sich dagegen zu wehren. Es gelte ihre Bereitschaft zu erhöhen, sich jemandem anzuvertrauen. „Wir wissen um die Machtungleichheit und müssen Kinder stärken“, so Seckinger. Präventionskurse müssen kontinuierlich stattfinden und dürfen die Kinder und Jugendlichen nicht überfordern. Auch helfe es nicht, wenn die dort vermittelten Inhalte im

Alltag keine Entsprechung fänden. Deshalb müssen auch die erwachsenen Gegenüber trainiert und sensibilisiert werden.

Wer also ist zuständig für Gewaltprävention? Seckinger meint: die Politik, die die Rahmenbedingungen setzt, die öffentliche Debatte darum führt, was Jugendhilfe leisten soll, und die die Finanzierung gewährleisten muss. Die Jugendämter, die auch gegenüber der Politik für eine bessere Ausstattung eintreten müssen, um Kindern und Jugendlichen adäquat helfen zu können.

„Nicht hinter verschlossenen Türen sprechen“

Auszüge aus dem Eröffnungsgrußwort von Pfarrer Ulrich Lilie, Theologischer Vorstand der Graf-Recke-Stiftung

„Ende Juli 2009 vertraute sich ein geistig behinderter Junge aus der ehemaligen therapeutischen Wohngruppe „Lernfenster“ der ehemaligen Stiftungstochter Educon einem vertrauten Mitarbeiter an, in dessen Gruppe er inzwischen gewechselt war. Im Gespräch bei einem Spaziergang berichtete er über umfangreiche und wiederholte Misshandlungen, die er in den letzten Jahren in der Gruppe erlitten hätte. Die daraufhin sofort eingeleitete Recherche des neuen Geschäftsbereichsleiters und des gerade neu gewählten Finanzvorstands mit Anhörungen aller Beteiligten erhärtete leider schnell den schlimmen Verdacht, dass dieser Junge nicht das einzige Opfer von Misshandlungen und freiheitsentziehenden Maßnahmen in dieser Wohngruppe gewesen war.“

Wie konnte das passieren?

„Was uns neben allem Entsetzen und neben aller Scham über das den anvertrauten Kindern und Jugendlichen widerfahrene Leid vor allem bis heute bewegt, ist die Frage: Wie konnte so etwas in einer ausgewiesenen Facheinrichtung bei einer umstrittenen, aber doch unter großer öffentlicher Beteiligung eingeführten Methode – der sogenannten „Festhaltetherapie“ nach Jansen – über einen längeren Zeitraum in diesem Ausmaß geschehen? Ohne dass einzelne Mitarbeitende, verantwortliche Team- oder Bereichsleitungen, Angehörige oder andere Beteiligte dieser offenbaren und erkennbaren Form von Gewalt und Missachtung des Kindeswohls ein Ende gesetzt hätten oder sie zumindest nach außen

Die Heimaufsicht, die nicht nur beaufsichtigen und genehmigen, sondern die Träger auch beraten muss. Die Träger, die verantwortlich sind für gut ausgebildetes Personal und günstige Rahmenbedingungen. Die Fachkräfte, die neben ihrer Fachlichkeit eine permanente Bereitschaft zur Reflexion besitzen müssen. Die Eltern und schließlich die Kinder und Jugendlichen selbst, die allerdings auch von den helfenden Institutionen dazu befähigt werden müssen. Alle Beteiligten also sind für die Prävention zuständig.

angezeigt oder um Hilfe gebeten hätten? Und wie kann es sein, dass sich solche Übergriffe in unserer aufgeklärten Gegenwart nach Kenntnis der Vorgänge in den Heimen der 50er oder der 60er Jahre abspielen? Welche Dynamiken, welche Mechanismen und Haltungen in Teams und Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe begünstigen solche Übergriffe, und vor allem: Was können wir alle zum Wohl der Schutzbefohlenen, aber auch zum Schutz der Mitarbeitenden präventiv gegen solche Dynamiken und Mechanismen tun? Wie werden unangebrachte Haltungen veränderbar? Diese Fragen stellen sich nicht nur den Mitarbeitenden und Verantwortlichen in unserer Stiftung.“

„Wenn es uns Ernst ist mit dem Kindeswohl, dann dürfen wir solche Fragen nicht in Tabuzonen hinter verschlossenen Türen besprechen, dann müssen wir darüber öffentlich miteinander und jenseits von Skandalisierung und Drohgebärden oder Schwarze-Peter-Spielen sprechen lernen – in und zwischen unseren Einrichtungen und mit den Aufsichtsbehörden und den Fachleuten. Dann können wir fachliche Konsequenzen für unsere Einrichtungen ziehen und in diesen Fragen einen ständigen kritisch-konstruktiven Dialog zwischen allen Beteiligten pflegen. Aus meiner Sicht ist beides im Wortsinne notwendig, wenn wir Gewalt und Missbrauch in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe auf ein möglichst geringes Maß reduzieren wollen.“

Blick zurück und voraus

Auszüge aus dem Beitrag „Was die Kinder- und Jugendhilfe aus ihrer Vergangenheit lernen sollte“ von Holger Wendelin, Referent der Anlaufstelle Heimerziehung der 50er und 60er Jahre

„Ganz prägnante Punkte, die ehemalige Heimkinder immer wieder vorbringen, sind die Erfahrungen von Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein. Misshandelt, geschlagen, gedemütigt und ungerecht behandelt zu werden, ist schlimm genug. Dann aber dieser Situation auch noch über Wochen, Monate oder gar Jahre hilflos ausgeliefert zu sein ist das, woran viele der ehemaligen Heimkinder zerbrochen sind. Entweder konnten sie sich nicht bemerkbar machen, weil durch Geschlossenheit, Briefzensur und anderes jeglicher Außenkontakt unmöglich war, oder sie waren als Heimkinder, „Verwahrloste“ und „Gefallene Kinder“ dermaßen stigmatisiert, dass ihnen niemand glauben wollte. (...)“

„Diese Erfahrungen zeigen, wie wichtig es ist, dass wir den heute betreuten Kindern und Jugendlichen Auswege offen lassen und Möglichkeiten für Hilfeschreie bieten – auch dann, wenn wir

„Das große Interesse an der Tagung zeigt, dass wir ein Bedürfnis angesprochen haben. Wir können keine Patentrezepte liefern, aber ich glaube, viele werden über eigene Strukturen ins Nachdenken kommen.“

Dieter Göbel,
LVR Fachbereichsleiter Jugend

als Pädagogen der Auffassung sein sollten, dass der von uns aufgezeigte Weg der einzig richtige ist. Situationen der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins müssen gänzlich vermieden werden. (...) „

„Heime waren Institutionen, die schon allein strukturell eine gewaltige Macht ausübten und zudem ein Klima boten, in dem Misshandlungen und Erziehungspraktiken, die übrigens auch schon damals als fachlich problematisch oder gar als Unrecht angesehen wurden, überhaupt erst möglich wurden. (...)“

„Die Heimreform beinhaltetete dann auch als eines ihrer zentralsten Momente die Dezentralisierung und Entinstitutionalisierung, also die Auflösung dieser Anstalten als „totale Institutionen“ und die weitgehende Abschaffung der geschlossenen Unterbringung. Heute jedoch erlebt die geschlossene Unterbringung eine Renaissance. Auch

Fortsetzung auf der nächsten Seite

Fortsetzung von Seite 21: Blick zurück und voraus von Holger Wendelin

deshalb wurde die Forderung, dass es geschlossene Unterbringung nie wieder geben dürfe, von den ehemaligen Heimkindern im Abschlussbericht des Runden Tisches sehr klar formuliert. Immer mehr Bundesländer bauen aber immer mehr Plätze für geschlossene Unterbringung auf bzw. aus. Waren es 2006 noch 200 Plätze, so sind es unterdessen schon über 350, so eine Recherche des Deutschen Jugendinstituts. (...) Geschlossene Unterbringung, die schon fast zwangsläufig als Totale Institution auftritt, wird wieder hoffähig und ich habe den Eindruck, dass insbesondere junge Kolleginnen und Kollegen und Studierende diese Entwicklung vergleichsweise unreflektiert hinnehmen und teilweise auch gutheißen. (...)“

„Das macht mir Sorgen – insbesondere, da diese Heimform wieder zu einem Regelangebot zu werden scheint: Auch wenn man einräumt, und das tue ich, dass es Jugendliche gibt, für die wir derzeit kein anderes Angebot unterbreiten können, möchte ich mit Blick auf die Geschichte für die Einsicht werben, dass geschlossene Unterbringung nie ein optimales Angebot sein kann. Wer flächendeckend darauf setzt, nimmt den Druck und den Anreiz, alternative Betreuungsformen weiter auszubauen und zu suchen, und er nimmt damit in Kauf, dass auch solche Jugendliche in geschlossener Unterbringung betreut werden, für die es möglicherweise alternative Betreuungsformen gegeben hätte. (...)“

„Eine ganz wesentliche Grundbedingung für die teilweise katastrophale Heimerziehungspraxis in den 50er und 60er Jahren, war die gesellschaftliche Sicht auf Heimkinder und zudem konservative Wertvorstellungen, die am Runden Tisch einmal als kleinbürgerlich-christlich-verbrämte Moralvorstellungen umschrieben wurden. (...)“

„Teenager außer Kontrolle“?

„Liebevoller Zuwendung wurde abgelehnt, um die Kinder und Jugendlichen nicht unnötig zu verzärteln. Sie würden dann zu weich und lebensuntauglich geraten. Glücklicherweise ist es auch hier nachweislich zu deutlichen Veränderungen gekom-

men. Unsere heutige Sicht auf Kinder und Jugendliche in öffentlicher Ersatzerziehung ist doch mittlerweile eine vollkommen andere. Dennoch sind in den letzten Jahren gesellschaftliche Entwicklungen zu beobachten, die wieder vermehrt das harte Durchgreifen gegen delinquente Jugendliche fordern. Man muss sich nur die gängigen Fernsehprogramme ansehen: Formate wie „Die Mädchengang“, in der schon einmal paramilitärische Drillinstruktoren als Erziehungswaffe zum Einsatz kommen, „Die strengsten Eltern der Welt“, bei denen schon der Name Programm ist, oder „Teenager außer Kontrolle“, wo den Jugendlichen zum Programmauftakt beispielweise mit Gewaltmärschen, Einheitskleidung und Schikanen wie nächtlichen Zwangsaktionen in Form mehrfachem Zeltauf- und Abbauens erst einmal eine Woche lang tüchtig gezeigt wird, wo der Hammer hängt. In diesen Formaten erfahren vermeintlich Schwererziehbare die harte Hand der Sozialpädagogik, und das scheint gesellschaftlich auch (wieder) akzeptiert zu werden. Von intellektueller Seite werden solche Entwicklungen durch Diskussionen wie etwa diejenige um das „Lob der Disziplin“ flankiert. (...)“

„Es sind diese gesellschaftlich und medial vermittelten Haltungen, mit denen dann auch unsere Studierenden an die Hochschule kommen und glauben Sozialpädagogik funktioniere so. Man muss sich klar machen, dass diese medialen Darstellungen die gesellschaftliche Sicht auf Sozialpädagogik nachhaltig prägen – auch wenn wir als Professionelle bei den meisten Formaten nur abwinken und ausschalten. Kinder- und Jugendhilfe sollte sich dieser Entwicklungen bewusst sein und dieser gesellschaftlichen Erwartung widerstehen – schließlich wollen wir Kinder erziehen und nicht dressieren. Nur weil Erziehungscamps gefordert werden, müssen wir sie nicht aufbauen – und tun es bislang ja glücklicherweise auch nicht. (...)“

„Wir sollten uns der Wurzeln der Erziehungshilfe bewusst sein und darüber, dass sie sich aus gutem Grunde verändert hat. Und wir sollten uns davor hüten, dieses Rad langsam und unmerklich (...) zurückzudrehen. (...)“

„Denn – und das ist dann der Bogen zum heutigen Tagungsthema – Pädagogik, die repressiv erzieht, läuft unentwegt Gefahr, selbst zum institutionalisierten Missbrauch zu werden und jeden Kinderschutz damit zu karikieren. Wir kennen das aus der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre! Vor solchen Entwicklungen schützt vor allem eine entsprechende Ausbildung, die die späteren Fachkräfte sensibilisiert und dazu anregt, kritisch zu reflektieren. (...)“

„Es geht also zusammenfassend darum, Kindern und Jugendlichen Schutz und Beschwerdemöglichkeiten in Einrichtungen aber auch in familiären Betreuungsformen zukommen zu lassen – auch Schutz vor uns selbst. Es geht darum, Schutz vor individueller Verfehlung zu geben und andererseits darum, Strukturen zu vermeiden, die selbst übergriffig und missbräuchlich sind oder werden – hier stellt die geschlossene Unterbringung ein besonderes Risiko dar. Und schließlich geht es darum, unsere eigenen Haltungen und Werte zu überprüfen und uns zu immunisieren, um repressiver Pädagogik begegnen zu können, ihr vorzubeugen und ihr eine Absage zu erteilen.“

IMPRESSUM

recke:in
Das Magazin der
Graf-Recke-Stiftung
Ausgabe 4/2011

Herausgeber:
Vorstand der
Graf-Recke-Stiftung
Einbrunger Str. 82
40489 Düsseldorf

Redaktion:
Unternehmenskommunikation
der Graf-Recke-Stiftung

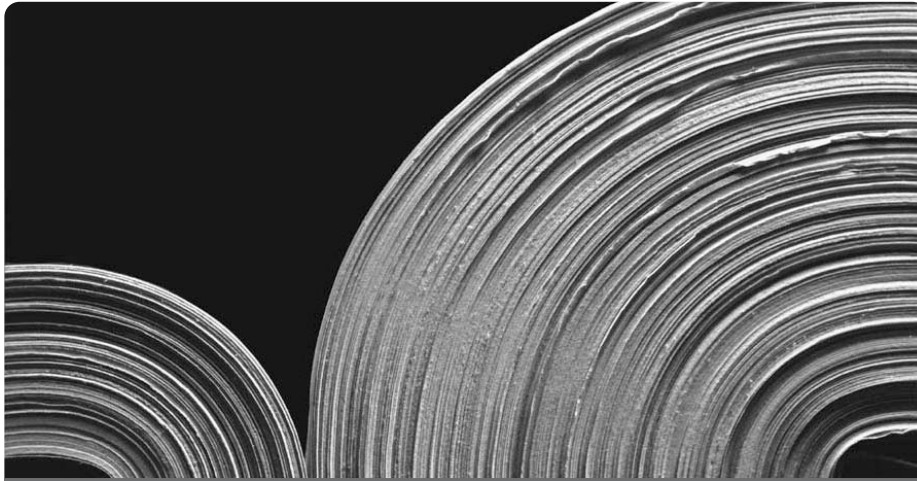
Text und Konzept:
Dr. Roelf Bleeker-Dohmen
Fotos und Layout: Thomas Künstle

Druck & Auflage:
Druckerei Perpéet,
3.000 Exemplare

Die Graf-Recke-Stiftung ist Mitglied der
Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe.

Biblio-Drama in der Kita

Religionspädagogik in der Kindertagesstätte: Eine Tagung griff das Thema „erfahrungsbezogene Bibelarbeit“ auf.



Bibliodrama: Die Buchstaben der Bibel lebendig werden lassen.

Foto: Kirchengemeinde

Düsseldorfer Wittlaer „Ich bin das Gesetz!“, sagt mit gerade durchgedrücktem Rücken und vehement vorgestrecktem Kinn Annemarie Rosing, stellvertretende Leitung der Evangelischen Kindertagesstätte der Graf-Recke-Stiftung. Ihre Mitarbeiterinnen reagieren auf diese sehr ernste Ansage mit lautem Gelächter. Annemarie Rosing wiederholt mit versteinertem Gesicht: „Ich bin das Gesetz. Ich und die Bibel!“ Aber genau genommen spricht sie nicht als Kita-Mitarbeiterin, sondern als Pharisäer(in). Denn sie ist in diese biblische Rolle geschlüpft, um anschließend lauthals mit Jesus zu streiten.

Anlass für diese Szene: eine Fortbildung in der Kita zum Thema Religionspädagogik. Einen Tag lang haben rund 20 Mitarbeitende unter Führung von Leiterin Heike Ogrinz und Stiftungspfarrer Dietmar Redeker sich sehr praxisorientiert damit beschäftigt, wie christlicher Glaube in ihrer Arbeit vorkommen kann. Schwerpunkt war die Anleitung zur erfahrungsbezogenen Bibelarbeit.

„Ich wünsche mir, dass wir den Kindern auch biblische Erzählungen nahe bringen. Bisher bringen wir Religion immer ‚nur‘ über die christlichen Feste ins Spiel!“, sagten einige Mitarbeitende zu Beginn der Fortbildung. Daher wurden die Erzählung von Jona im (Wal-)Fisch sowie das Gleichnis vom verlorenen Schaf gemeinsam erkundet. Damit dies keine trockene Textinterpretation, sondern eine lebendige Erfahrung wird, lernten die Erzieherinnen die Methode des Bibliodramas kennen. Dabei schau-

ten sich die Teilnehmer das Gleichnis vom verlorenen Schaf an und suchten die verschiedenen Orte und die Rollen, die in der Erzählung vorkommen. Dann suchte sich jeder eine der Rollen aus, zu denen die Spieler interviewt wurde: „Hallo, du bist das verlorene Schaf. Wieso bist du nicht bei deiner Herde?“ „Mir war das zu anstrengend, immer mit so einer Horde unterwegs zu sein.“ „Und dann hast du dich selbstständig gemacht. Machst du das öfter?“... Auf diese Weise konnten sich die Spieler mir ihrer Rolle identifizieren. Anschließend wurde das Gleichnis nachgespielt und mit freier Wortwahl und selbstständigen Handlungen ausgeschmückt. Bei diesem Bibliodrama wurde viel gelacht, kreative Einfälle wurden eingebaut, es wurde lauthals gerufen oder sich in die Arme gefallen. Auch das Auswertungsgespräch war lebendig und verband schnell das im Bibliodrama Erlebte mit Alltagserfahrungen in der Kita.

In einem weiteren Schritt haben die Teilnehmer in Kleingruppen Ideen gesammelt, wie sie die Geschichten in den verschiedenen Bildungsbereichen mit den Kindern erarbeiten können. Daraus wird ein kleines Handbuch, mit dem die Mitarbeitenden in Zukunft (religions-)pädagogisch arbeiten können. Dadurch und durch weitere praktische Impulse kann die Tagung im Gruppenalltag umgesetzt werden. „Ich mache das auch manchmal, dass ich mich besonders um ein trauriges Kind kümmere und die, die auch alleine zurecht kommen, kurz weniger im Blick habe.“

Religionspädagogik: Eltern einbinden, in den Alltag integrieren

„Wo zeigt sich unser religionspädagogisches Profil? Wo bietet das Leben in der Kita Begegnungen mit Gott?“, fragte die Leiterin der Kindertagesstätte Heike Ogrinz. Die Mitarbeitenden sammelten folgende Antworten:

„Beim regelmäßigen Tischgebet“, „bei den Kita-Gottesdiensten.“

„Bei den kirchlichen Festen.“
„Beim Vorlesen aus der Kinderbibel.“

„Im täglichen Miteinander, wenn Teilen geübt wird, getröstet oder Streit geschlichtet wird.“

„Wenn im Morgenkreis über den Tod eines Angehörigen gesprochen wird oder über die Geburt eines Geschwisterchens.“

„Wenn der Pfarrer in die Gruppen kommt und zum Beispiel den Kindern das ‚Vater unser‘ mit Hilfe von Bewegungen beibringt.“

„Wenn die Kinder das Kirchengebäude erleben.“

„Wenn Nächstenliebe gelebt wird.“

Fazit: Die Kita hat bereits ein deutliches religionspädagogisches Profil! Wünschenswert wäre darüber hinaus eine stärkere Einbindung von Eltern, eine intensivere Vor- und Nachbereitung der Kita-Gottesdienste in den Gruppen oder, den religiösen Kinderliedern einen festen Platz im Alltag zu geben.

INFO

2, 21, 115

Die Kindertagesstätte wurde im September 2003 eröffnet. Heute betreuen 21 **pädagogische Fachkräfte** 115 **Kinder** von vier Monaten bis zum Schuleintritt in sechs Gruppen. Die Kita hat zwei **Standorte**: Vier Gruppen sind in einem eigenen Gebäude neben der Kirche zuhause, zwei Gruppen im Walter-Kobold-Haus.

Die Hausordnung

Im **Zentrum für Rehabilitation und Pflege Walter-Kobold-Haus** in Düsseldorf-Wittlaer leben Menschen mit einer **demenziellen Erkrankung**. Um ihnen den Alltag so angenehm wie möglich zu gestalten, **unterstützen wir folgende Verhaltensweisen**:

Es kann alles angefasst und hin und her getragen werden.
Die Bewohner müssen immer etwas zu tun haben.

Es hängen einige Bilder schief.
Manche Bewohner fassen gerne alles an.

„Mein“ und „Dein“ ist nicht so wichtig.
Gekennzeichnetes Eigentum können wir jederzeit den Bewohnern wieder zuordnen.

Das Wandern ist des Müllers Lust.
Die Bewohner brauchen viel Bewegung und können Tag und Nacht im Wohnbereich spazieren gehen.

Die Kleidungsstücke passen nicht zusammen, aber ich habe mich allein angezogen.
Wir unterstützen die Bewohner in ihrer noch vorhandenen Selbstständigkeit.

Mein Bett ist besetzt.
Das macht nichts. Für Bewohner ist jedes Bett ein Platz zum Ausruhen.

In Gemeinschaft schläft es sich auch im Sitzen gut.
Ein Nickerchen ist ein Ausdruck von Wohlbefinden.

In Handtaschen und Koffern kann man „Gefundenes“ gut transportieren.
Die Bewohner fühlen sich mit einer Tasche sehr wohl.

Die Schränke sind nicht aufgeräumt.
Die Bewohner räumen gerne. Viele haben das schließlich ihr ganzes Leben getan.



Schuhmobil

Viele Bewohner in Pflegeeinrichtungen sind nicht mehr mobil genug, um in der Stadt Schuhe einzukaufen. Deshalb bieten die Einrichtungen der Graf Recke Wohnen & Pflege ihnen den Service eines „mobilen Schuhhauses“. Bis zu 450 Paar Schuhe sowie Handtaschen und Schals stehen dann zum Beispiel im Speisesaal des Seniorenzentrums Zum Königshof in Düsseldorf-Unterrath zur Auswahl. Geschultes Personal kümmert sich liebevoll um die Beratung und alle kleinen und großen Wünsche der Kunden. „Vor allem bei diabetischen Füßen ist eine professionelle Beratung wichtig“, erklärt die Leiterin des Sozialtherapeutischen Dienstes, Julia Schneider. „Aber natürlich sind auch schicke Schuhe stets gefragt!“ Eine 92-jährige Stammkundin des mobilen Schuhhauses erklärt ihre Leidenschaft ganz schlicht: „Frauen lieben Schuhe.“